2. Jahrgang Einzelpreis 25 Groschen. Nr. 12



Oberschlesischer Landbote

Kattowitz, den 24. März 1934

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr. Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegengenommen.

Der „Oberschlesische Landbote" erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Kytzia, Chelm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc., Katowice, ulica 3-go Maja 12.
Fernruf: 7, 8, 10, 2635. P. K. O. Katowice 302 620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.

Anzeigenpreis: Die 8-gespaltene mm-Zeile im Anzeigenteil 0.10 zł, die 3-gespaltene mm-Zeile im Textteil 0.50 zł. Rabatt laut Tarif. Für das Erscheinen von Anzeigen in einer bestimmten Nummer wird keine Gewähr übernommen.

Nationale Erneuerung

Ein Volk kann nur dann unter den vielfachen Einwirkungen einer auf seinen Niedergang lauernden Umwelt sein Leben sichern und seiner Aufgabe dienen, wenn es in sich eins ist. Wenn also jeder in diesem Volke weiß, daß das Schicksal der Nation das seine und sein Schicksal das der Nation ist. Wenn also keiner sich selbst und seinen persönlichen Vorteilen, sondern jeder in erster Linie dem Volk und seinen Notwendigkeiten leben will.

Das deutsche Volk war von solcher Gesinnung weit abgekommen. Persönlich mächtig und reich zu werden, damit man keinen anderen mehr brauche, das war das Streben jedes einzelnen, das war schließlich auch das Ziel der Erziehung und des Lebens. Damit ging das Volk in die Brüche. Besitzer des Kapitals, des „Blutes der Wirtschaft", auf der einen Seite, dienende und denkende Menschen auf der anderen Seite. Beide im anderen den Gegner sehend, der mit allen Mitteln bekämpft werden muß. Alle aber im Bauern den verurteilend, der, unfähig und nicht willens, im Macht- und Bildungsstreben mitzutun, sklavischer Diener der Erde blieb und für beide Klassen, für Kapitalisten wie für Proletarier, wie ein Hemmschuh wirkte, so daß beide ihn verachteten und wohl auch bekämpften.

Das war kein Volk mehr, das eine Weltsendung erfüllen konnte. Wenn nur gerade in feierlich aufrauschenden Stunden die völkische Gemeinschaft, zehrend an geschichtlicher Erinnerung, gepriesen werden sollte, wenn aber das Alltagsleben dann immer wieder die Zerrissenheit und Feindschaft offenbarte, dann war schon etwas Wahres daran, wenn dieser Nationalismus Humbug und Täuschung genannt wurde. Nur war es falsch zu behaupten, die Nation und das Bekenntnis zu ihr bestünden nicht und wären Unsinn. Richtig war vielmehr, daß unter den geltenden Voraussetzungen von der Nation nur gesprochen, daß sie aber nicht gelebt wurde.



Dorf und Ruine Kirkel in der Saarpfalz

Jetzt wachen wir allmählich wieder auf. Immer lauter und mitreißender wird die Erkenntnis: Das Volk ist etwas Festes, Gegebenes, es hat seine Geschichte, seine Kultur, seine Wirtschaft, seine Sendung. Das Volk und die verpflichtende Zugehörigkeit zu ihm sind nicht wegzuleugnen. Ehrlos jeder, der diese Pflichten persönlichen Strebens halber nicht erfüllt. Selbstverständlichkeit, daß jeder zuerst der Nation zu leben und zu dienen hat. Selbstverständlich aber auch, daß Protzentum und aus Reichtum sich bildende Macht verschwinden müssen und daß im Volke eine gesunde, natürliche Einschätzung und Wertung des Einsatz- und Arbeitswillens fürs Ganze und der Fähigkeiten Platz greifen muß. So kann dann jeder die Echtheit des Nationalbewußtseins freudig bejahen, gegenüber der Kraftlosigkeit des Nationalismus vergangener Tage.

So wieder wird auch dem Bauer Gerechtigkeit widerfahren. Nicht ein Hemmschuh wird er mehr scheinen, sondern er wird als der treue Wahrer des alten Erbgutes der Nation erkannt werden, auf dem die neue Größe wieder aufgebaut werden kann. Und er wird auch wieder vom ganzen Volk als die Grundlage des Lebens des Volkes erkannt werden, ob es sich nun um die Wirtschaft oder die Kultur des Volkes handelt. Der Bauer selber aber wird in freudiger Erkenntnis dieser sich vollziehenden gesunden Neuordnung abstoßen, was auch er an schlechten Eigenschaften angenommen hatte.

Und es wird wieder ein Volk werden, das in sich eins ist, das mit Bewußtsein und Kraft auch nach außen hin sein Lebensrecht geltend machen kann, weil in ihm wieder Bruder zu Bruder und wieder Schwester zu Schwester steht.

Politische Umschau

Das Problem der deutsch-polnischen kulturellen Beziehungen

Grundlegende Ausführungen des Danziger Senatspräsidenten Dr. Rauschning

Im Altstädtischen Rathaus in Danzig hielt die in den ersten Tagen d. J. unter dem Vorsitz des Danziger Senatspräsidenten Dr. Rauschning gegründete Danziger Gesellschaft zum Studium Polens ihre erste Sitzung ab. Rauschning überreichte zu Beginn der Sitzung dem diplomatischen Vertreter Polens, Minister Papee, die erste Ehrenmitgliedsurkunde der Danziger Gesellschaft zum Studium Polens. Daran anschließend machte Dr. Rauschning bedeutsame Ausführungen über das Problem der deutsch-polnischen kulturellen Beziehungen, die zu einem großen Teil auf sämtliche polnischen Rundfunksender übertragen wurden. Er führte u. a. aus:

Wir müssen uns darüber klar sein, daß die Bemühungen unserer Gesellschaft des Studium Polens und des polnischen Volkes in allen seinen Lebensäußerungen gelten, aber in der festen Begrenzung, daß es jedem gemäß sein muß, in den Schranken seiner Art zu leben und sich zu entwickeln, **daß es unsittlich ist, die Grenzen zu verwischen und unlauter, hinter solchen ehrlichen Bemühungen Versuche unvermerkter Entnationalisierung zu suchen.** Wir wollen in unseren Bemühungen

einem tieferen Verständnis für Gestalt und Schicksal, Ziel und Werdung des aus seiner Wiedergeburt neu entstandenen Polens dienen.

Wenn wir das Verhältnis der Polen zu ihrem Staat als der fundamentalsten Tatsache zivilisierter Existenz betrachten, müssen wir eine stark anders geartete Einstellung beobachten, wie sie uns geläufig ist. Man vergegenwärtige sich ein Volk, das weit mehr als hundert Jahre keinen eigenen Staat besaß und sich zu allem Staatlichen im Gegensatz wußte. Welcher ungeheuerlichen Anstrengungen und Wandlungen mußte es bedürfen, um in dem Staat die letzte Formgebung einer Nation zu beleben.

Die erste Frage, die ich stellen möchte, ist die:

Welche Wege wird Polen hier gehen?

Ist die Entwicklung zum autoritären, mehr noch zum totalen Staat auf die Dauer denkbar, ohne daß auch die Volksgemeinschaft in ihren nichtstaatlichen Bezirken neue Formen gewinnt? Das Programm der Gestaltung der Massen wird auch für Polen von Bedeutung werden.

Uns interessiert dabei vornehmlich die Haltung der polnischen Jugend,

uns beschäftigen die in ihr lebendigen und formgebenden Ideen.

Nicht minder wichtige Fragen sehe ich in dem Unterschied im Wirtschaftsleben auftauchen. Gerade dies wird für uns wichtig, vielleicht verhängnisvoll.

Eine der schwierigsten Aufgaben, die die Staatwerdung Polens auferlegte, war die Gestaltung einer einheitlichen Wirtschaft aus den drei Teilgebieten. Der Redner zählte dann

die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten

auf, die gemeistert werden mußten. Diese Unifizierung der Teilgebiete habe viele Existenzen gekostet, insbesondere deutsche. Daß diese Unifizierungsbestrebungen als noch nicht abgeschlossen bezeichnet werden können, zeige sich auch in gewissen Forderungen Danzig gegenüber. Rauschning erwähnte die großen Leistungen der polnischen Agrarreform, die für uns wohl schmerzlich sei, da sie

viele Deutsche hart betroffen

habe, die aber vom polnischen Staat aus gesehen ein ebenso notwendiges, wie bedeutendes Werk darstelle. Solche energischen Gründungen wie die des Gdinger Hafens sollten von uns nicht nur in einer schmerzlichen Auswirkung auf uns selbst betrachtet werden, sondern könnten uns eine erhebliche Belehrung des Umfangs der ganzen planhaften Wirtschaftsgestaltung bieten.

Polen steht heute wiederum vor neuen großen Taten.

Es heiße hier: Entweder eine weitere Deflation oder die allmähliche Hebung des Lebensstandes und Angleichung an die mitteleuropäische Höhe. Polen als der Filter gegenüber osteuropäisch-asiatischem Kulturwillen habe wie kein anderes Volk ein Doppelantlitz. Eine solche doppelte Aufgabe, allen Mittler zu sein, berge tragische Gefahren. Trotz der alten Feindschaft habe es nie eine tiefere Annäherung zweier Nationen gegeben als zwischen der deutschen und der polnischen, die sich geistig und wirtschaftlich mannigfach ergänzen. Für das allgemein „Slawische" habe der Deutsche in der letzten Generation viel Neigungen gehabt, so sei z. B. auch einer der größten Vorläufer des dritten Reiches, Moeller van den Bruck, einer der tiefsten Verkünder Dostojewskis gewesen. Die neue Generation sehe auch hier vieles anders, aber

man nähere sich von zwei Seiten einem gegenseitigen Verständnis.

Der Senatspräsident schloß seine Rede mit einem Ausblick auf die Zukunft. Trotz der vielfältigen Aeußerungen in den Einzelstaaten beginne sich ein einheitliches Gefühl der neuen Generation zu regen. Dies gibt Gewähr zu einer Hoffnung des Erfolges unserer Bemühungen. Die Stunde scheint geschlagen zu haben, anstatt das Trennende, das Verbindende zu suchen und zu pflegen.

Das Ergebnis der Dreierkonferenz in Rom

Notwendigkeit einer dauernden Zusammenarbeit

Am vergangenen Freitag hat im Palazzo Venezia in Rom eine abschließende Zusammenkunft zwischen Mussolini, Dollfuß und Gömbös stattgefunden, in welcher die am Donnerstag begonnene Erörterung der wirtschaftlichen und politischen Fragen durch Aufnahme zweier Protokolle festgelegt wurde. Das Protokoll, welches politischen Charakter hat, vereinigt die drei Länder Italien, Oesterreich und Ungarn jedoch nicht zu einem festen Block, sondern beschränkt sich darauf, die gemeinsamen Interessen und die Notwendigkeit einer dauernden Zusammenarbeit festzustellen.

Es enthalte eine Einladung zum Beitritt an alle anderen Mächte, die an der Wiederherstellung des Gleichgewichts in Mitteleuropa interessiert seien.

Eine Pariser Zeitung zieht aus den Verhandlungen die Schlußfolgerung, daß Italien und Ungarn die Unabhängigkeit Oesterreichs garantieren und ein Wirtschaftsabkommen treffen würden, um dann gleichartige Verhandlungen mit der Kleinen Entente aufzunehmen. Das Blatt begrüßt diesen Gang der Ereignisse und erklärt, daß die Lage in Rom noch nie so gut für Frankreich gewesen sei.

Die Nachrichten-Agentur „Radio" will wissen, daß Mussolini den Oesterreichern eine Freihafenzone in Triest und den Ungarn eine solche in Fiume eingeräumt habe. Die römischen Besprechungen stellen zweifellos eine politische Demonstration von seiten Italiens zugunsten Oesterreichs dar.

Der Friede mindestens für 10 Jahre gesichert

Meint Mussolini

Der in Wien erscheinende „Tag" veröffentlichte eine Unterredung des amerikanischen Journalisten Knickerbocker mit Mussolini. Auf die Frage nach der Aufrechterhaltung des Friedens in Europa erklärte Mussolini folgendes: Ich bin der Meinung, daß

der Friede mindestens für zehn Jahre gesichert

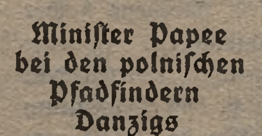
ist. Die Unterzeichnung des deutsch-polnischen Angriffspaktes ist von größter Bedeutung. Die „Korridorfrage" beunruhigt Europa und birgt eine ernste Gefahr in sich. Diese Angelegenheit ist jetzt für mindestens zehn Jahre erledigt. Meines Erachtens können wir diesen Pakt als aufrichtig bezeichnen. Hitler fühlt sich ebenso durch den Pakt gebunden wie Polen, und das bedeutet, daß es

keinen Krieg um den Danziger „Korridor"

geben wird.

Ueber Oesterreich befragt, sagte Mussolini: Die staatliche Unabhängigkeit Oesterreichs muß aufrechterhalten werden. Die österreichische Regierung wird nicht stürzen. Die Deutschen kennen unsere Absichten in dieser Frage. Sie kennen auch die gemeinsamen Anschauungen aller Großmächte. Diese besagen, daß

Oesterreich ein unabhängiger Staat





Minister Papee bei den polnischen Pfadfindern Danzigs

Die polnische Pfadfinderabteilung in Danzig erstattete Minister Papee im polnischen Generalkommissariat in Danzig Rapport.

ist und unabhängig bleiben muß. Kein Versuch eines anderen Staates, die Unabhängigkeit Oesterreichs anzutasten, wird geduldet werden. Die Mehrheit der österreichischen Bevölkerung ist entschieden gegen den „Anschluß". Zum Schluß bemerkte Mussolini, er glaube daran, daß Hitler seinen Verpflichtungen nachkommen werde. Die Friedensversicherungen Hitlers sind aufrichtig.

Wie Deutschland die Polen behandelt

Die Polnische Telegraphenagentur meldet aus Leipzig: Unter dem Druck parteiamtlicher Stellen entließ die große deutsche Ziegelei von Friedrich in Gotha fünf polnische Arbeiter, die seit dem Jahre 1914 ohne Unterbrechung in dem Unternehmen beschäftigt waren. Den Entlassenen wurde zu verstehen gegeben, daß für Ausländer im Dritten Reich kein Platz vorhanden sei und daß sie ehestens in ihre Heimat zurückkehren sollten.

Für die Angelegenheit interessierte sich das polnische Konsulat in Leipzig, dem es im Ergebnis seiner Intervention gelang, volle Satisfaktion durch die Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes zu erreichen.

Die Nachricht wurde vom gesamten Polentum des Gebietes mit dem Ausdruck großer Genugtuung aufgenommen. Ob entlassenen deutschen Arbeitern in Polen wohl auch eine derartige wohlwollende Behandlung zuteil würde?

Polnisch-nationale Ehre wird in Deutschland geschützt

Eine bemerkenswerte Entscheidung

Das in Herne (Westfalen) erscheinende Organ der Polen in Westdeutschland „Naród" bringt in seiner Nr. 56 vom 9. März d. J. einen Vorfall zur Sprache, der es verdient, so weit wie möglich — vor allem bei uns hier — verbreitet zu werden.

Der Fall lag folgendermaßen: Eine Berliner Portiersfrau, eine Polin namens Cyberska, fühlte sich von einem deutschen Maschinenmeister Georg Hahn, beleidigt, weil er u. a. zum Hausverwalter gesagt hatte, „er hätte, wäre er Hausverwalter, schon längst diese „Polacken" hinausgeworfen", und ein andermal: „Wenn es wieder Krieg gibt, geh ich als erster, denn wir machen uns zuerst an die Polacken". Der Polenbund (der unserem leider aufgelösten Deutschtumsbund entspricht) nahm sich des Falles an und wandte sich beschwerdeführend an den Polizeipräsidenten von Berlin und an das Innenministerium. Am 5. März erhielt der Polenbund vom Berliner Polizeipräsidenten folgende Antwort (Stapo 3a C. 207/33 vom 1. März 1934):

„In Sachen der polnischen Minderheiten-Familie Cyberski, Berlin . . . habe ich den Maschinenmeister Georg Hahn wegen seiner Aeußerungen, durch die er den Nationalstolz der Familie Cyberski verletzt hat, ernstlich verwarnen lassen und ihm im Wiederholungsfalle strenge Strafe angedroht. Zur Vermeidung ähnlicher Vorfälle habe ich das Erforderliche veranlaßt."

Ermächtigungsgesetz endgültig verabschiedet

In der am Freitag stattgefundenen Sitzung des Senats wurde das Ermächtigungsgesetz für den Präsidenten der Republik mit Stimmenmehrheit im Wortlaut des Regierungsentwurfs angenommen. Da die endgültige Annahme des Ermächtigungsgesetzes im Sejm bereits vorher erfolgt war, hat die gegenwärtige parlamentarische Tagung von Sejm und Senat ihr Ende erreicht. Sie wurde Freitag durch besondere Verfügung des Staatspräsidenten offiziell geschlossen.

Warschauer Universität geschlossen

Wegen Ueberfalls auf einen jüdischen Professor

Ein Ueberfall auf den Historiker Prof. Handelsman, der offenbar von nationaldemokratischen Studenten ausgeführt wurde, hat den Rektor der Warschauer Universität veranlaßt, sämtliche Vorlesungen bis auf Widerruf zu schließen.

Die unerwartete Schließung der Warschauer Universität hat in der Oeffentlichkeit und der Presse großen Eindruck hervorgerufen. Ueber den Ueberfall auf Prof. Handelsman verbreiten sich sehr ausführlich die nationaldemokratischen Blätter, mit der „Gazeta Warszawska" an der Spitze.

Im Mittelpunkt der Ereignisse steht der Arierparagraph,

dessen Einführung namentlich von der unter nationaldemokratischem Einfluß stehenden Hochschuljugend energisch verlangt wird. Die Frage wurde auch in der Historischen Gesellschaft der Warschauer Universität, wo Prof. Handelsman, der jüdischer Herkunft ist, eine führende Stellung einnimmt, auf die Tagesordnung gesetzt. Nach den Darstellungen der erwähnten Blätter ist es dem Einfluß von Prof. Handelsman und seiner Anhänger gelungen, die Anträge, die auf Einführung des Ariergesetzes abzielten, zu Fall zu bringen. Als Prof. Handelsman nach Schluß der Versammlung, die sich bis Mitternacht hinzog, die Universität verlassen wollte, wurde er im Hofe von vier Studenten angehalten und mißhandelt. Die Täter konnten bis jetzt noch nicht ermittelt werden. Infolge dieses Vorfalles hat dann der Rektor der Universität die Schließung der Anstalt verfügt.

Kriegszustand über Estland

Massenverhaftungen

In dem Randstaat Estland haben sich die innerpolitischen Dinge derart zugespitzt, daß die Regierung des Landes den Kriegszustand erklärt hat. Nach der Ernennung des Generals Laidoner zum Oberbefehlshaber ist sie zu einer

Schließung sämtlicher Organisationen der Freiheitskämpfer-Bewegung

auch in der Provinz geschritten. Es fanden zahlreiche Haussuchungen statt. Ob die Wahl des Staatspräsidenten unter diesen Umständen stattfinden wird, ist noch nicht entschieden. Es sind im übrigen nicht nur die Organisationen der Freiheitskämpfer-Bewegung geschlossen worden, sondern auch **sämtlichen politischen Parteien ist jede Tätigkeit verboten** worden. Insbesondere dürfen keinerlei politische Versammlungen stattfinden. Die Regierung begründete die Maßnahme damit, daß sie Material erhalten hätte, aus dem hervorgehe, daß staatsfeindliche Handlungen geplant worden seien. Einstweilen ist es nirgends zu Ruhestörungen gekommen. Die Regierung, die auf Grund der erlassenen Verordnungen diktatorische Gewalt ausübt, fühlt sich vollkommen als Herr der Lage. Sie beabsichtigt, das estländische Militär von allen Anhängern der Freiheitskämpfer-Bewegung zu reinigen.

Die Haussuchungen bei den estnischen Freiheitskämpfern wurden fortgesetzt. Bis jetzt sollen

etwa 300 Verhaftungen erfolgt

sein. Der Aeltestenrat des Parlaments beschloß, das Parlament nach Annahme des Staatshaushaltes aufzulösen. Da es kaum anzunehmen ist, daß die für den April angesetzten Präsidenten- und Parlamentswahlen bei der gegenwärtigen Lage stattfinden, so ist mit einer längeren parlamentslosen Zeit zu rechnen. In dieser Zeit wird der jetzige Staatsälteste Päts mit den Vollmachten eines Staatspräsidenten die Regierung führen. Den verhafteten Führern der Freiheitskämpferverbände wird Vorbereitung eines bewaffneten Aufstandes vorgeworfen.

Zeitungsverbote sind gefallen

In Auswirkung der in Berlin geführten deutsch-polnischen Besprechungen über die Frage der öffentlichen Meinungsbildung in beiden Ländern ist beiderseitig beschlossen worden, die gegen polnische Zeitungen in Deutschland sowie gegen deutsche Zeitungen in Polen bestehenden Verbote aufzuheben und die betreffenden Zeitungen zum Postdebit wieder zuzulassen. Diese Regelung trat am 15. März d. Js. in Kraft.

Neue französische Rüstungskredite

Ausbau der Grenzbefestigungen — Verstärkung der Luftflotte

Zum Ausbau der Landesverteidigung hat die französische Regierung einen Gesetzentwurf eingebracht, der die Bereitstellung besonderer Mittel beim Schatzamt vorsieht. Der Kriegsminister wird durch dieses Gesetz ermächtigt, zur Vollendung der Grenzbefestigungen und zur Vervollständigung der Abwehrmaßnahmen gegen Luftangriffe für die Rechnungsjahre 1934/35 den Betrag von 1175 Millionen Franken zu erheben. Dem Marineminister werden für die Rechnungsjahre 1934/38 825 Millionen Franken zur Verfügung gestellt, die für die Anlage von Brennstofflagern, die Organisation der Küstenverteidigung und die Verstärkung der Marineluftflotte bestimmt sind. Schließlich erhält der Luftfahrtminister für das Rechnungsjahr 1934 einen Kredit von 980 Millionen Franken zur Ausrüstung und Bemannung der Luftflotte, die „qualitativ erstklassig" werden soll. In der Begründung wird betont, daß die französische Luftflotte derart reorganisiert werden soll, daß sie überall sofort eingesetzt werden kann.

Die mehrstündigen Beratungen des Obersten Landesverteidigungsrates, der sein Gutachten über die Auswirkungen der englischen Abrüstungsvorschläge auf die französische Landesverteidigung abzugeben hatte, dürfte geeignet sein, die französische Regierung zur Aufsetzung einer ablehnenden Haltung an England zu veranlassen. Da eindeutig feststehe, daß Deutschland aufgerüstet habe und weiter rüste, besteht kein Interesse daran, „eine öffentliche Verletzung des Versailler Vertrages zu legalisieren". (!) Man müsse im Gegenteil zur allgemeinen Kenntnis bringen, daß Deutschland seine Verpflichtungen nicht halte und deshalb keinen Anspruch habe, die Rüstungsherabsetzung der anderen zu fordern. (!) Für Frankreich komme heute eine solche nicht mehr in Frage.

Eine günstige Bezugsquelle von Eiweiß-Kraftfutter

Auch der bäuerliche Besitz kommt immer mehr zu der Überzeugung, daß Viehbestände, vorab Rinder und Schweine, zu Einnahmequellen von Bargeld ausgebaut werden müssen. Von der eigenen Scholle können diese Tiere, wenn sie genügende Leistungen nachweisen sollen, nicht ausreichend ernährt werden. Rüben, Heu, Siede und auch etwas Kartoffeln und Kleie reichen nicht aus, um die Tiere zu besseren und guten Leistungen anzuregen. In den bäuerlichen Kreisen weiß man auch Bescheid, daß durch die sogenannten Kraftfuttermittel, die sich durch ihren Reichtum an Eiweißstoffen auszeichnen, besonders bei den Kühen die Milcherträge erheblich gesteigert werden können. Aber die Beschaffung dieser Futtermittel war mit Schwierigkeiten verbunden, dazu hatten sie den großen Nachteil, daß sie zu teuer waren; denn sie kommen immer vom Auslande, waren mit hohen Zöllen und Frachten, sowie Handelsgewinnen belastet. Dem Bauern kalkulierten sich diese teuren Futtermittel gar nicht; er begnügte sich lieber mit den kleineren Milchmengen und verzichtete lieber auf den Zukauf von Futtermitteln.

Nun ist in dieser Hinsicht insofern eine günstige Wendung eingetreten, als in Kattowitz, Ortsteil Brynow, Herr Erich Kollontay eine Fabrik für Öle, Pflanzenfette und Seifen errichtet hat. Die Rückstände dieser Industrie liefern durchweg die besten Kraftfuttermittel für die landwirtschaftlichen Viehbestände.

Verarbeitet werden große Mengen von Sonnenblumensamen. Als Rückstand verbleibt der Sonnenblumenschrot mit dem geringen Fettgehalt von 1%, der früher in den Handel gebrachte Sonnenblumenkuchen enthielt 10 bis 12% Fett, welches in unangenehmer Weise in die Milch überging. Die Milch schlug leicht um und auch die daraus gewonnene Butter bekam einen bitteren Beigeschmack. Die Milchprodukte führten zu Beanstandungen und verschiedenen Unliebsamkeiten in ihrem Handel, die bei der Verfütterung von Sonnenblumenschrot nicht zu befürchten sind. Außerdem wird der Sonnenblumensamen vor seiner Verarbeitung von seinen Schalen befreit, so daß diese in das Kraftfutter nicht gelangen. In dem Sonnenblumensaatkuchen mußten sie mitverfüttert werden, die von Schmutz strotzten und wegen ihrer Härte beim Fressen und auch im Verdauungskanal der Tiere störend wirkten. Metallische Fremdkörper sind beim Sonnenblumenschrot gleichfalls nicht zu befürchten, die früher beim russischen und rumänischen Sonnenblumensaatkuchen zur Notschlachtung manches wertvollen Tieres geführt haben. Der Kollontaysche Sonnenschrot enthält 35—37% Rohprotein-Pflanzeneiweiß und 1% Fett, ist also ein wertvolles Kraftfuttermittel, welches in Bauernwirtschaften wenig verwendet wurde, jetzt aber gut empfohlen werden kann, um so mehr, als der Preis dafür erträglich ist. Im Februar d. J. wurde es mit 14 zł für 100 kg gehandelt. Der Preis kann sich selbstverständlich auch ändern. Außer dem Sonnenblumenschrot gibt es beim Herrn Kollontay noch Soja- und Palmkernschrot. Sojaschrot ist auch in den Bauernwirtschaften gut bekannt; darüber braucht nichts weiter berichtet zu werden. Es enthält 44 bis 45% Rohprotein und 1% Fett. Bemerkt muß nur werden, daß es im Preise im Verhältnis zu anderen Handelsobjekten niedriger steht und für die oberschlesischen Landwirte bequem zu erreichen ist.

Wie schon angedeutet, verkauft die Fabrik auch Palmkernschrot. Es enthält 18,7% Rohprotein, 14,4% verdauliches Eiweiß, 1,6% Fett und 66% Stärkewerte, ist somit ein ausgezeichnetes Kraftfuttermittel und dazu billig; es nähert sich im Preise unseren Kleiearten. Natürlich sind auch beim Palmkernkuchen die Preise Schwankungen unterworfen. Palmkernschrot läßt sich mit großen Nutzen auch an Schweine verfüttern.

Allen größeren Hühnerhaltungen sind besonders Sonnenblumen- und Sojaschrot als ausgezeichnete und dazu billige Futtermittel empfohlen. Herr Kollontay wird die Produkte seines Unternehmens durch Inserate im Landboten anbieten. Wir bitten, dieselben dann zu studieren, um von ihnen ausgiebigen Gebrauch zu machen.

Kytzia, Chelm.

Die wenigen Wintereier

Sind tatsächlich Kälte und Mangel an Grünfutter schuld daran?

Eine deutsche Fachschrift bringt einen Aufsatz von Dr. Schulz, einem Herrn aus Steiermark, der zur Klärung dieser Frage einen ausgezeichneten Beitrag liefert. Eingesendet wird dieser Aufsatz von der Insel Mallorka, der Heimat einer bekannten Hühnerrasse, die zusammen mit der nicht minder bekannten Rasse der benachbarten Insel Minorka zu den besten Legehühnern gehört. Er besucht in einem Wintermonat — nach unseren Begriffen — in Söller den Wochenmarkt, auf welchem er nur 20 Eier zählen konnte. Das Stück kostete 30 Centimos, gleich 10,2 Pfennig. In Barcelona wurde eine Woche vorher für ein Ei sogar 35 Centimos gefordert. Auf die Frage nach der Ursache dieser hohen Preise, erhielt er zur Antwort, daß es Winter sei und die Hühner legen nicht. Dabei steht die Temperatur über Null und die Ebenen dieses Eilandes sind mit einem Blütenmeer bedeckt. Gleichzeitig werden neue Kartoffeln feilgeboten. An gutem, frischem Grünfutter fehlt es den Hühnern nicht im geringsten, weil es häufig Regen gibt. Die Fütterung ist dieselbe wie in Deutschland. Die alten Hennen mausern wie bei uns im Monat September. Trotz all dieser günstigen Lebensbedingungen herrscht auf dem Markte großer Eiermangel.

Die Ursache ist leicht zu erklären. Das Huhn ist durch das Legen bis in den Herbst erschöpft. Hinzu kommt die Mauser, die für das Huhn wie eine Krankheit wirkt und durch die Neuschaffung des Federkleides alle Säfte und die gesamte Nahrung beansprucht. Jeder Hühnerzüchter hat in seinem Stalle die Erfahrung gemacht, daß alle Hühner, welche in den Herbstmonaten langsam mausern, zu den schlechten Eierlegern gehören und daher unrentabel sind. Es gibt aber auch Hühner, welche sozusagen über Nacht ihr Federkleid verlieren, die aber die Eiererzeugung recht schnell aufnehmen. Das Ziel aller Hühnerzüchter muß daher eine Hühnergattung sein, die nur eine kurze Zeit mausert. Dann gibt es unter den Hühnern Tiere, welche den ganzen Sommer über mausern, dabei aber gut legen. Solchen Hühnern ergeht es wie unseren Tauben, welche schon im Spätfrühling mit dem Federwechsel anfangen und denselben dann in den nachfolgenden Sommermonaten fortsetzen, um im Herbst damit fertig zu werden. In dieser langen Zeit der Mauser wird fleißig das Brutgeschäft betrieben, wobei selbstverständlich Eier gelegt werden müssen.

Vorläufig besitzen wir keine idealen Winterleger unter unseren Hühnern. Es kann aber damit gerechnet werden, daß es durch gute Zuchtwahl gelingen wird, solche herauszuzüchten. Gerade den Tierzüchtern ist manches Kunststück geglückt, und es kann auch damit gerechnet werden, daß es gelingen wird, eine schnell mausernde oder aber eine unmerklich mausernde Hühnerrasse herauszuzüchten, wodurch die Hühnerzucht mit idealen Winterlegern versorgt werden kann.

Interessant ist auch eine Bemerkung dieses Herrn über das Mallorka-Huhn. Er hat in der Heimat dieses Tieres die Beobachtung machen müssen, daß auch bei den Hühnern der Prophet in seinem Vaterlande nicht angesehen ist. Denn er hat auf dieser Insel nicht ein einziges Stück reiner Mallorka-Hühner beobachten können. Dafür konnte er überall Leghorn oder Mischrassen wahrnehmen.

Kytzia, Chelm.

Papierfenster für Frühbeete

In deutschen Gartenbetrieben erprobt und bewährt

Für Kleingärtner, Siedler und bäuerliche Gartenbesitzer stellt sich die Anschaffung von verglasten Frühbeetfenstern zu teuer. Diesem Übelstand hilft ein durchscheinendes, kräftiges Papier — genannt „Ateco-Fensterpapier" — ab. Gewiß gibt es bei stärkerer Kälte nicht den Schutz wie das Glas, bietet aber dennoch viele Verwendungsmöglichkeiten, so zum Schutz von Aussaaten und Pflanzenbeständen in Kästen und von Freilandkulturen gegen Frostgefahr oder ungünstige Witterung, wie z. B. Erdbeeranlagen, zeitiges Aussetzen von Gurkensamen, Spalierobst und dergl. Dieses Fensterpapier kann nach dem jeweiligen Verwendungszweck in verschiedenen Stärken angefertigt werden. Das Papier ist paraffiniert bzw. geölt und daher vollkommen wasserdicht. Auf

der Unterseite ist Leinwand in verschiedener Stärke angebracht, die durch ein geeignetes Verfahren noch besonders befestigt wird.

Als Rahmen zum Einspannen dieses Papieres verwendet man Holzleisten von etwa fünf Zentimeter Breite und Stärke, die aufeinander genagelt werden. Die Ecken müssen eingelassen werden, damit eine ebene Fläche erzielt wird. Die Breite des Rahmens wird am besten 1 m betragen, die Länge desselben richtet sich nach dem Verwendungszweck. Für größere Rahmen sind eine oder mehrere Querleisten unterhalb desselben anzubringen, um das Fensterpapier bei Belastung durch Schnee oder Regen zu stützen. An Stelle der Querleisten können aber auch einige Drähte auf der unteren Seite des Rahmens gezogen werden.

Das Fensterpapier wird entsprechend dem äußeren Umfange des Rahmens zugeschnitten, alsdann falzt man ringsherum einen 2 Zentimeter breiten Rand ein, so daß das Papier in den Falz zu liegen kommt. Dann nagelt man, die Papierseite nach oben, das Papier durch den doppelten Rand mit breitköpfigen Nägeln auf den Holzrahmen. Um das Ausreißen des Stoffes an den Nägeln zu erschweren, ist es ratsam, den Nägeln noch ein entsprechendes Stück Pappe unterzuschieben oder aber über den Rand des Papieres dünne, etwa 2 Zentimeter breite Leisten aufzulegen, auch Tuchstreifen in den Falz des Papieres eingelegt geben beim Nageln Halt. Das Papier darf nicht zu straff über den Rahmen gespannt werden, weil es sich nach starkem Regen etwas zusammenzieht und dann reißen würde.

Ein solches Papier wird bei uns noch nicht hergestellt. Diese Industrie dürfte sich aber in eine bestehende Papierfabrik leicht eingliedern lassen. Wir werden uns dafür interessieren und werden darüber zu gegebener Zeit im Landboten auch berichten.

a.

Fast- und Abstinenztage

Sie haben einst die Teichwirtschaft günstig beeinflußt

Um den Sinn der Überschrift zu verstehen, muß man in der Geschichte der Ausbreitung des Christentums bis zu ihrem Anfang herabsteigen. Der Taufstein, der hauptsächlich von Ordensmännern in die Wildnis der Wälder und Höhlen der Urmenschen gestellt wurde, hat nicht allein das finstere Heidentum gebrochen, sondern hat den Bekehrten neben dem himmlischen auch ein irdisches Heil gebracht. Der Dichter Friedrich Weber drückt es in seinem Werke „Dreizehn Linden" so schön in nachfolgenden Worten aus: „Auf des Nordens rauhen Stämmen pflanzten sie des Südens edle Reiser". Das Christentum hat die Ackerwirtschaft verbreitet oder zum mindesten ungemein befruchtet; denn die frommen Ordensmänner bauten nicht allein Klöster und Gotteshäuser, sondern richteten mit den mitgebrachten bereits bekehrten Siedlern in Gemeinschaft mit den Ureinwohnern fruchtbares Ackerland aus Wäldern, Sümpfen und Morästen. Durch künstliche Entwässerung wurden letztere trockengelegt; die abfließenden Wassermengen wurden nach den tiefstgelegenen Stellen der Sümpfe geleitet, aus welchen zahlreiche Teiche eingerichtet wurden. Sie bildeten einst wie noch heute eine Zierde der Landschaft, indem sie aus derselben wie Augen Gottes hervorleuchteten und noch hervorleuchten. Sehr wichtig war ihre Verwendung für die Fischzucht. Fische bildeten für die Klöster und auch für die Christen ein Volksnahrungsmittel. Erstens gehörten Fische so zum Christentum, weil der Erlöser und seine Apostel sich gern von Fischen nährten. Auch die Apostel sind zum Teil aus dem Fischerberufe hervorgegangen. Zweitens wurde das Fasten- und Abstinenzgebot äußerst streng gehandhabt, deshalb war die Nachfrage nach dem Fleisch der kaltblütigen Tiere dementsprechend groß. Zudem wuchsen die Fische im Vergleich zu den Haustieren viel rascher heran und beanspruchten nicht die Pflege und Futtermengen wie diese. Die wildlebenden Fische in den fließenden und stehenden Gewässern genügten zur ausreichenden Fleischernährung der vorhandenen Menschen nicht; deshalb war es nur klug gehandelt, wenn künstliche Teiche eingerichtet wurden, und die Hauptsache dabei war die, daß dazu Ländereien gut ausgenutzt wurden, welche sich für den Ackerbau nicht eigneten. Sonst wertlose Flächen wurden zur Erzeugung wertvoller Lebensmittel ausgewertet, damit wurde die Volkswirtschaft gefördert und den Antrieb dazu bildeten die Fast- und Abstinenztage.

Die frommen Ordensleute waren um diesen Teil der Volkswirtschaft sehr besorgt. Überreste mustergültiger Teichwirtschaft finden wir noch in vielen Gegenden unserer oberschlesischen Heimat. Die Teiche sind vielfach trocken geworden, aus ihnen ist Ackerland entstanden; die Dämme sind jedoch noch vielfach vorhanden.

Kytzia, Chelm.

Behandlung von Nutzholz

In der Nr. 48 von 1933 wurde in einem Aufsatz des Landboten darauf hingewiesen, daß auch in den bäuerlichen Wirtschaften viel Nutzholz gebraucht wird.

Die Frage, wann Holz am besten zum Einschlag gelangt, ist immer noch umstritten. Einst hat man die Winterzeit dafür als den geeignetesten Zeitpunkt gehalten. Dieser Einstellung lag die Auffassung zugrunde, daß der Saft um diese Zeit aus den Stämmen in die Wurzeln zurücktrete. Der Saft wird aber nur bei eingetretener Kälte verdickt und in seinem Umlauf gehemmt. Es handelt sich dabei nur um einen Stillstand, nicht aber um einen Rückgang der Säfte. Infolge dieser Säfteverdickung ist das Winterholz durchweg fester und schwerer als das im Frühjahr und Sommer geschlagene Holz. Im Hinblick auf Beschaffenheit und Verwendungsmöglichkeit steht das letztere dem ersten gar nicht nach. Bei dem im Winter geschlagenen Holze ist die Möglichkeit zum Austrocknen desselben sehr gering. Der Frost verwandelt das unter der Rinde befindliche Wasser in Eis, er dringt auch in das Stamminnere; dadurch ist die Verdunstung des Wassers gehemmt und die Säfte sind der Gefahr des Verstockens ausgesetzt. Bei dem Sommereinschlag ist der Saft beim Einfluß der Wärme in voller Bewegung und die Wasserausdünstung ist günstig. Trotz ihres Übermaßes werden die Säfte durch die Wärme und die trockene Luft am schnellsten und am gründlichsten ausgesogen.

Nach ihrer Art verlangen die Laubhölzer besonders eine ihren Eigenheiten entsprechende Behandlung. Sollen dieselben zu Brettern geschnitten werden, so muß bei den weichen Hölzern, wie Linde, Pappel, Weide, auch Erle, der Schnitt im frischen Zustande erfolgen; denn nach ihrem Austrocknen sind die Sägespäne zu leicht, fallen nicht heraus und erschweren der Säge den geraden Gang durch den Stamm. Die harten Hölzer, wie Eichen, Eschen, Birken, können dagegen nur im trockenen Zustande geschnitten werden; denn die Bretter oder Bohlen vom frischen Holze würden sich bei ihrem Eintrocknen werfen und müßten dabei reißen. Die Laubholzstämme werden vor ihrem Austrocknungsprozeß nicht geschält, d. h. nicht vollständig, sondern nur teilweise entrindet, fachmännisch „geplättet" genannt. Dabei trocknet das Holz langsam aus und wird deshalb vor dem Reißen bewahrt. Solche Stämme dürfen aber nicht unmittelbar am Boden liegen, sondern sind ordentlich aufzusetzen, daß sie von allen Seiten von der Luft bestrichen werden können. Dünne Stämme, wie z. B. das Deichselmaterial des Birkenholzes wird am besten aufgestellt.

Kytzia, Chelm.

Der Haarwechsel der Pferde

Die Pferde wechseln bekanntlich ihre Haare im Frühjahr und im Herbst. In dieser Periode brauchen sie eine sorgfältige Behandlung und gutes Futter. Der Frühjahrshaarwechsel ist ein vollständiger; das Pferd lässt das dichte Winterhaarkleid restlos fallen. Das Sommerkleid ist wesentlich dünner, und zwar in bezug auf das Unterhaar, welches hauptsächlich der Erhaltung der Körperwärme dient. Die Erneuerung der Haare braucht viele Körperkraft, und deshalb muss das Pferd schon bei Beginn des Haarwechsels gut ernährt werden. Am regsten ist der Haarwechsel im Monat März. Trotz guter Fütterung werden die Tiere magerer, überhaupt dann, wenn sie volle Arbeit verrichten müssen. Auch sind die Pferde in dieser Zeit recht anfällig für Krankheiten, insbesondere ist die Druse bei ihnen stark verbreitet; denn die alten Haare sterben ab, vertrocknen und verhärten und bilden keinen genügenden Wärmeschutz mehr. Das neue Haar ist noch kurz und kann die Körperwärme gleichfalls nicht genügend erhalten. Das Pferd ist daher vor Erkältungen gut zu schützen. Vor allem dürfen in Schweiss geratene Pferde nicht der Zugluft ausgesetzt werden. Haarende Pferde schwitzen aber immer leichter als abgehaarte. Der Haarwechsel kann durch entsprechende Fütterung gefördert werden. Dazu eignen sich Mohrrüben sehr gut. Unterstützt kann er werden durch Gaben von Salz. Zu empfehlen sind noch Beifütterungen von feingebrochenem Leinkuchen.

a.

Jeder Kaninchenwurf erfordert Achtsamkeit

Regelwidrigkeiten gibt es bei vielen Vorgängen in der Natur; sie fehlen auch nicht in der Kaninchenzucht. Die Häsinnen bewähren sich gewöhnlich als zuverlässige Zuchttiere, und sie ersparen dem Züchter unangenehme Ueberraschungen, überhaupt die, bei dem sich der Geburtsakt öfters wiederholt hat. Bei den

jungen Kaninchenmüttern muss er auf alles gefasst sein. Um die Wurfzeit ist fleissiges Beobachten des trächtigen Tieres am Platze, um durch rechtzeitiges Eingreifen ein kleines Leben erhalten zu können. Es gibt Fälle, in welchen besonders heisse Junghäsinnen mit dem Nestbau bereits nach der Hälfte der Trächtigkeit beginnen und sogar die Bauchhaare herauszupfen. Bis zum Wurf wird ein solches Nest unbrauchbar. Einen vorzeitigen Nestbau muss man in den ersten Anfängen verhindern. Oder aber baut die Häsin das Nest auf einer ungeeigneten Stelle, z. B. dicht an der Tür oder in einer nassen Kotecke. Noch nötiger ist schnelle Hilfe, wenn die Jungen im Stalle verstreut werden. Kommt man dazu nur eine halbe Stunde zu spät, so können die jungen Tiere nicht mehr gerettet werden. Vergehen zwei bis drei Tage nach der Geburt ohne Schadensfall, so droht dem Wurf dann keine Gefahr. Vor ihrem Wurf folgen die Tiere ihrem Ahnentrieb, denn sie kratzen mit Eifer auf dem Stallboden. Sie wollen eine Höhle graben, um in derselben das Nest bauen zu können. Deshalb muss der Züchter eine solche dem Tiere in Form eines Nistkastens einrichten, der aber geräumig sein muss. Auch ein eingeschobenes oder schräg eingelegtes befestigtes Brett täuscht der ein Versteck suchenden Häsin schon die entbehrte Nisthöhle vor. Findet sie keine solche, so läuft sie, vom Schmerz der Wehen geplagt, im Stall herum, wobei die Jungen verstreut werden und die dann umkommen müssen, wenn seitens des Züchters die Hilfe fehlt. Es ist meist falsch, eine Häsin abzuschaffen, wenn sie bei ihrem ersten Wurf versagt hat, und es wird bei ihr ein Versuch mit dem Nistkasten unternommen werden müssen.

Der Vorteil des Nistkastens besteht auch darin, dass in diesem das Nest geschlossen ist und sich nicht haltlos über den ganzen Stall schiebt, wobei den Jungen dann jeglicher Schutz fehlt. Sie verlassen auch den Kasten viel später als das offene Nest und wachsen dabei besser, weil die Wärme mehr zusammengehalten wird. Die Jungtiere sitzen in einem Nistkasten sauberer und das Muttertier hat darin mehr Ruhe, wodurch das Gedeihen der Jungen wesentlich gefördert wird. Diese Nisträume werden um den 20. Tag der Trächtigkeit angebracht.

Der Geburtsakt schwächt die Tiere und erzeugt bei ihnen grossen Durst. Deshalb muss der Häsin im Anschluss daran immer etwas Feuchtes zur Verfügung stehen, eine Schale mit frischer, süsser Milch, im Sommer frisches Grünes, im zeitigen Frühjahr Rüben oder Mohrrüben. Fehlen die durststillenden Mittel, so werden die geworfenen Jungen angefressen. Der Antrieb dazu ist immer Durst, nicht aber Grausamkeit. a.

Gelbe Herztriebe des Winterroggens im Frühjahr

Diese Erscheinung lässt vermuten, dass ein Wurm in der Pflanze steckt. Man kann sich davon durch entsprechende Proben überzeugen, und zu diesem Zwecke zieht man an dem vergilbten Trieb. Er lässt sich dann entweder leicht herausziehen, weil er schon faulig weich geworden ist, oder aber reisst er bei einer gewissen Gewaltanwendung hart ab. In dem ersteren Falle wird es sich um Larven von der Wintergeneration der Fritfliege oder der Getreideblumenfliege handeln, die dann in einem solchen angekrankten Trieb sitzen und fressen. Dieses Vergilben tritt dann flächen- oder streifenweise auf. Die Maden lassen sich aus den Trieben herausdrücken, am besten mit einer Nadel, wozu aber die Pflanze bis auf die erkrankte Stelle freigemacht wird. Bei stärkerem Befall des Saatfeldes wird dieses am besten baldmöglichst umgeackert, da sonst eine schlechte Ernte zu erwarten ist und dazu noch die Gefahr besteht, dass spätere Generationen dieser Fliege die Sommersaaten befallen und auch noch dort grossen Schaden anrichten.

Nach dem Umbruch ist zunächst eine stärkere Kalkdüngung in Anwendung zu bringen, die nur flach untergebracht werden darf. Auf dem reinen Sandboden genügt eine Kainitdüngung zur Bekämpfung dieses Schädlings. Lässt man die Saat trotzalledem stehen, so ist es manchmal doch ratsam, sie frühzeitig als Grünfutter abzuernten. Nachher ist der Boden stets abzukalken. Sollte eine solche Saat zur Reife gelangen, so verfährt man mit dem Stoppelacker in der gleichen Weise. Schädlinge der Pflanzen sind für dieselben stets gefährlich und verlangen daher ihre Ausrottung, denn wir müssen in Betracht ziehen, dass ein starker Prozentsatz aller Fehlerträge auf unseren Aeckern immer auf die Schädlinge zurückzuführen ist. Fehlerhafte Düngung, Bearbeitung und auch nicht einwandfreies Saatgut kommen erst in zweiter Reihe. a.

Fütterung von Läuferschweinen

Sie sollen durchweg voluminöses Futter erhalten, und in den Sommermonaten recht viel Grünes. Damit sollen sie ihre Verdauungsorgane gehörig weiten, um später auch viel Mastfutter aufnehmen zu können. Nur dürfen sie keinen übermässig grossen Bauch bekommen. Bei der Bewältigung dieser grossen Futtermengen kräftigen sich die Verdauungsorgane. Ausserdem werden diese Tiere nicht verwöhnt, so dass sie nachher das bessere, wohlschmeckendere Mastfutter um so lieber aufnehmen. Durch viele Bewegung wird die Fresslust begünstigt. Vor jedem Futter sollen sie sich gehörig auslaufen, um dann auf einer Stelle gemeinsam gefüttert zu werden. a.

Weisellose Völker im Frühjahr

So manche Königin, auf welche man im Herbst grosse Hoffnungen gesetzt hat, erlebt nicht das Frühjahr. Ist ein solches Volk noch stark, d. h. kann es wenigstens noch vier Ganz-Rähmchen besetzen, so lohnt es sich, ihm eine Königin zuzusetzen, natürlich bei Anwendung der nötigen Vorsicht. Unter anderen Umständen hat es keinen Zweck, weisellose Völker, selbst bei Anwendung von allerlei Kunstgriffen, bis zur Schwarmzeit fortzuschleppen, um dann billige Schwarmköniginnen zu bekommen. Bis dahin werden solche Völker drohnenbrütig. Schwache, weisellose Völker müssen im Frühjahr vereinigt werden. Schwächlinge dürfen dann aber nur starken Völkern beigegeben werden, niemals aber den Schwachen. a.

Anstrich der Bienenhäuser kann noch erneuert werden

Diese Tätigkeit lässt sich insofern gut ausführen, weil die Tiere munter sind und eine Störung ihnen nicht schadet. Die Farbe ist mehr oder minder gleichgültig. An allen Bauten, bei welchen der alte Anstrich abblättert, soll eine Erneuerung desselben vorgenommen werden. Schön gefärbte Bienenhäuser sind für den Imker stets eine Empfehlung. Der Anstrich der Bienenwohnung ist nach den einzelnen Orten verschieden. Beliebt ist er in der Reihenfolge weiss, blau, grün, gelb. Diese Farbenunterschiede erleichtern den Bienen die Orientierung, besonders den Königinnen, die von ihrem Hochzeitsflug heimkehren. Schön ist auch ein Bienenstand, wenn er einfarbig gestrichen wird; nur die Anflugbretter und Flugöffnungen sollen eine verschiedenartige Färbung aufweisen. a.

Bäuerliche Heimattreue

Im Märchen von der Frau Holle wird uns erzählt, wie das arme Kind, das daheim von seiner Stiefmutter mißhandelt worden war, nun zu Frau Holle kommt und es dort gut hat, so gut, wie es das nie zuvor gewohnt gewesen war. Trotzdem aber tritt es eines Tages vor die freundliche Frau Holle hin und sagt: „Ich habe Heimweh gekriegt, und wenn es mir hier bei dir noch so gut geht, ich kann doch nicht länger bleiben. Ich muß wieder nach Hause zurück."

Diese Stelle ist eine der ergreifendsten in unserem ganzen Märchenschatz, und sie ist so deutsch wie keine zweite. Sie ist ein hohes Lied der Heimattreue, die uns Deutschen eigen ist und die auch wir nur verstehen können.

Man halte dieser Stelle ein anderes Wort gegenüber, das in unserer Zeit so oft gesprochen wurde von jenen bösen Geistern, die unseres Volkes Seele vergifteten, das Wort: „Wo es mir gut geht, ist mein Vaterland," und man wird mit einem Schlage erkennen, welch ein **Abgrund** sich hier zwischen zwei Welten auftut.

Auf der einen Seite die **Selbstsucht**, die keine Heimattreue kennt, die überall zu Hause ist, wo es ihr gut geht. Auf der anderen Seite die unwandelbare **Treue**, die sich aus der Fremde, wo es ihr wohlgeht, nach der Heimat zurücksehnt, auch wenn diese Heimat nach ihr geschlagen hat.

Was anderes steht sich hier gegenüber, als Nomadentum und Bauertum. Es ist immer wieder dieselbe Geschichte, durch Jahrtausende hin: Der Nomade fühlt sich da zu Hause, wo er einen guten Weideplatz für seine Herden findet. Hat er sie abgegrast, dann zieht er weiter und sucht sich eine neue Weidestelle, ein neues „Vaterland".

Der Bauer indessen wurzelt treu und unlöslich in seinem Heimatboden. Und wenn er ihm auch nur kargen Ertrag bringt und er um jedes Korn mit ihm ringen muß, er liebt ihn dennoch mehr als alles andere. Er leidet um ihn und mit ihm die bitterste Not, aber er verläßt ihn nicht. Und wenn ein hartes Muß ihn dennoch zwingt, in die Fremde zu gehen, dann trägt er bis an sein Ende in seinem Innersten die Wunde des Heimwehs, die nie mehr bei ihm heilt. Selbst dann, wenn ihm die Fremde ihr freundlichstes Gesicht zeigt und er bei ihr in Fülle findet, was er in der Heimat entbehren mußte, er sagt dennoch, wie jenes Märchenkind zur Frau Holle: „Wenn es mir hier bei dir auch noch so gut geht, ich möchte wieder nach Hause zurück." Diese unbedingte Treue, dieses Festhalten am Heimatboden war unseren Vätern seit uralter Zeit eigen. Man denke nur an den Bericht des großstädtischen Römers Plinius, der die friesischen Hallig- und Werftbewohner an der Nordseeküste besuchte. Er sah, wie schwer diese Bauern es hatten, die, beständig von der Flut bedroht, auf ihren einsamen Höfen hausten, die sich aber doch verzweifelt dagegen wehrten, ihre Heimat zu verlassen und sich unter römische Herrschaft zu begeben. Verwundert sagt Plinius, „wie solche Völker von Knechtschaft reden könnten," da sie doch ein so elendes Leben führten und es bei den Römern selbst als Unfreie noch immer besser gehabt hätten, als in der beständigen Not und Gefahr ihres kümmerlichen Daseins.

Plinius konnte es nicht verstehen, daß diese altgermanischen Bauern sich nur gegen die Großstadtkultur und die Heimatlosigkeit wehrten. Ihnen war die **Not der Heimat** lieber als der **Glanz der Fremde**.

Auch wir haben es hier nicht leicht. Neben die wirtschaftlichen Nöte treten auch solche anderer Art. Dieser und jener **verzweifelt** und läßt die väterliche Scholle und die Heimat im Stich, um sich woanders eine neue Zukunft und ein neues Leben aufzubauen. Ein Leben allerdings, das von vornherein den **Unsegen** in sich trägt, daß es mit einer Flucht begonnen hat. Denn wie es auch sei:

Wer die Scholle seiner Väter verläßt, begeht Fahnenflucht.

Nicht unsertwegen leben wir, sondern um unseres **Volkes** und unserer **Heimat** willen!

Die Sensation von Dingsda

Roman von Else Meerstedt.

(2. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

„Die paar Männer hier sind leicht zu übersehen!" Nette lacht. „Und meine Menschenkenntnis beziehe ich durch die Geschwätzigen am Stammtisch. Man müßte sich hier schon die Ohren verpichen, wenn man ohne „Menschenkenntnis" bleiben wollte. Aller Aerger und alle Freude macht sich an dem runden Stammtisch meines Chefs Luft. Ich wußte sogar, daß Sie heute zurückkamen, Herr Doktor, wie lange Ihr Urlaub gedauert hat und wann Sie den nächsten kriegen! Und die Sache mit dem Explodieren würde ich mir sehr überlegen! So etwas kann man sich heute nicht leisten. Und deshalb halte ich es auch für das beste, wenn wir lieber getrennt in Dingsda wieder einmarschieren. Ich möchte meinen Posten ebenfalls behalten . . ."

Curt Middendorf hat Nette schweigend zugehört. Jetzt sieht er sie nachdenklich forschend an . . . „Wenn ich nicht wüßte, daß Sie im „Hirschen" tatsächlich die Gäste mit bedienen, würde ich wirklich denken, ich unterhielt mich mit einer . . .!"

Curt Middendorf erschrickt. Er hat Dame sagen wollen. Aber das wäre ja eine ganz klobige Beleidigung für das prachtvolle Kerlchen gewesen.

Doch Nette lacht. „Das Ergänzungswort zu Ihrem unvollendeten Satz habe ich schon gefunden, Herr Doktor. Ich nehme es Ihnen keineswegs übel. Im Gegenteil, es ist ein Kompliment für mich. Der Vater Maurer, die Mutter Billettabreißerin in einem Kientopp, und die Tochter mit einer Dame zu verwechseln, das ist immerhin ein Aufstieg! Ich habe viel Freikarten zu diesem Kientopp gehabt — das hat mir ein bißchen auf die Sprünge geholfen. Man paßt auf, wie es gemacht wird, und versucht es nachzumachen. Ich scheine allerlei profitiert zu haben!"

Nette lacht in Dr. Middendorfs Augen hinein. In ihren eigenen Augen flimmert und zuckt es. Spöttisch flimmert und zuckt es, meint Dr. Middendorf, so daß er ordentlich ein bißchen betreten ist.

„Ich finde es ganz großartig von Ihnen, Fräulein Nette, daß Sie sich — daß Sie sich — so, so, so einfacher Verhältnisse . . ." Das ist schon wieder ein Satz, den zu vollenden Curt Middendorf nicht ganz taktvoll erscheint.

Aber Nette sagt seelenruhig: „Daß ich mich so einfacher Verhältnisse nicht schäme, nicht wahr, Herr Doktor? Du lieber Gott, Sanitätsrätinnen müssen sein, und Kientoppbillettabreißerinnen müssen sein. Die Welt ist doch nun mal ein großes Gemisch! Und Auswahlsendungen werden einem nicht vorgelegt, ehe man anrutscht. Man muß nehmen, was man vorfindet . . ."

„Aber man kann sich dann entwickeln!"

„Das habe ich ja auch kräftig, und wie Sie mir bestätigen, mit Erfolg getan, Herr Doktor!"

Dr. Middendorf wird ein wenig unsicher in der Gesellschaft des Mädels, das er sich, trotz kürzester Bekanntschaft, erlaubt, kleine Nette zu nennen, weil sie nur das Stubenmädel aus dem „Hirschen" ist.

„Hätte sich nicht — hätte sich nicht doch ein anderer Posten für Sie gefunden, Fräulein Nette?"

„Bei der Konjunktur, Herr Doktor? Aber man könnte ja später umsatteln. Kommt Zeit, kommt Rat. Kommt ein alter Topf geflogen, kommt auch gleich der Draht!"

Da war sie wieder, die kecke Großstadtpflanze. Das Mädchen aus dem Volke, das nicht auf den Kopf und auch nicht auf den Mund gefallen war.

Während die beiden, ein bißchen von oben herunter, aber sonst in durchaus harmlos duldsamer Weise über die Dingsdaer diskutierten und glossierten, beschäftigten sich die Dingsdaer ihrerseits auch mit ihnen. In weniger harmloser und duldsamer Weise . . .

Wie die Femerichter saß man beisammen. Auf hart und unduldsam gestellt. Mit rotangelaufenen Köpfen, wie wirkliche Mohnblumen. Und mit Lippen, die sich schmal zusammenkniffen, wenn sie nicht gerade am Verdonnern waren.

Lieblos und bar jeder Würdigung der kostbaren Substanz fuhr der schwere, silberne Löffel in den hauchzart geratenen Zitronenpudding der Frau Sanitätsrat hinein. Man klatschte ihn sich beinahe in die blumenreichen Puddingschüsselchen, ob der Furchtbarkeit des Ereignisses ganz seine gute Erziehung vergessend . . .

Sie wissen nicht, was sie essen, dachte Frau Sanitätsrat gekränkt und bedauerte die Zeit und Mühe, die sie an dies Glanzstück von Pudding verschwendet hatte. Daneben aber flammte ihre Wut immer höher ob des Kabinettstückes, was sich die Hirschenwirtin geleistet, ob der Herausforderung, die sie damit an ganz Dingsda gerichtet hatte, als sie all den anständigen und auf Zucht haltenden Dingsdaern eine solche Person ins Gesichtsfeld führte. Denn die Hirschenwirtin war der Mann im Hause. Auf sie fiel das Engagement dieser höchst auffälligen und unsolid anmutenden Person zurück. Da sie selbst keine Töchter hatte — auch keine Söhne —, mutete dieser Akt beinahe wie eine Schikane an.

Und mit diesem Argument griff die Sanitätsrätin neuerlich in die Debatte ein.

„Wir können es uns einfach nicht gefallen lassen, meine Damen, unsere jungen, unschuldigen Kinder vor unsern Augen durch böse Beispiele verderben zu lassen . . ." Die Mohnblumen taten das, was alle Mohnblumen tun, sie nickten heftig. „Ich sage, wir können es uns nicht gefallen lassen . . .! Wir brauchen es uns aber auch nicht gefallen zu lassen. So, wie man das in der hohen Politik macht, von der wir uns, Gott sei Dank, in durchaus fraulicher Einstellung ferngehalten haben, so müßten auch wir es machen! Und wissen Sie, was wir machen und machen werden? Einen Druck auf die Moosengel ausüben, daß sie diese Person schnellstens wieder entläßt. Denn schließlich sind wir es doch, die dem „Hirschen" Nährmütter sind" — eine der Damen wurde rot, ihr kam der Vergleich der Sanitätsrätin als zu sehr sich auf sexuelles Gebiet sich verirrend vor, aber schließlich war sie die Frau eines Arztes —, „ja, wir sind die Nährmütter des „Hirschen"! Von dem Gelde unserer Männer, und schließlich auch von dem andern, denn wir brachten doch

alle eine Mitgift ein, lebt der „Hirschen"! Töten wir ihn, wenn er uns nicht zu Willen ist, indem wir ihn kaltstellen!"

Die Sanitätsrätin hält den Arm, als stütze sie sich auf eine Lanze. Stolz schaut sie sich im Kreise um. Bis heute hatte sie selbst noch nicht gewußt, daß sie zur Volksrednerin geboren sei, daß sie zu zünden, mitzureißen verstand.

„Bravo! Bravo!" barbarbert der Chor der Mohnblumen. Und draußen vor der Tür puffen und knuffen, schubsen und drängen sich kichernd die wilden Rosen um den Platz am Schlüsselloch.

„Ich bitte Sie, meine Damen," fährt die Sanitätsrätin fort, „einen Vorschlag anzunehmen, den ich Ihnen jetzt unterbreiten werde und den ich für den einzig richtigen und wirkungsvollen halte: Treu verbunden, so wie wir jetzt sind, und getragen vom Verantwortungsbewußtsein, begeben wir uns auf der Stelle zum „Hirschen" und setzen Frau Moosengel von unsern Bedingungen in Kenntnis. Boykott des „Hirschen" bei den Veranstaltungen der Euterpe, unseres Liebhabertheaters, überhaupt jeder Sache, an der wir Frauen beteiligt sind. Und systematische, unermüdliche Bearbeitung unserer Männer, es uns gleich zu tun, falls sich Frau Moosengel nicht zur Annahme unserer Forderung, sofortige Entlassung dieser Person, entschließen kann . . ."

Die acht Lippenpaare der Backfische draußen vor der Tür formen sich zu lautlosem „schade". Nicht einmal warnen konnte man die Nette, denn drinnen wurden schon die Stühle gerückt. Jetzt hieß es schleunigst weichen . . .

Als der Zug der Mütter kurz nach sieben im Hintergarten des Gastkaffees erschien, weil der Weg zum „Hirschen" durch die rückwärtige Pforte der nähere war, saßen um den runden Tisch, der die dicke Kastanie einkreiste, acht ehrpusselige kleine Mädels, die über einem bunten Bilderbuche kicherten . . .

„So ahnungslos, wie sie sind, müssen wir sie uns zu erhalten suchen," sagt in pastoralem Tone Frau Registratursekretär Puvogel und macht ein frommes Gesicht.

„Gott gebe es!" bekräftigt Frau Amtmann Schreier.

„Gott erhalte euch eure Ahnungslosigkeit ebenfalls," sagt die keckste der wilden Rosen in das Bilderbuch hinein, um gleich darauf die brennende Frage aufzuwerfen, ob wohl die alte Moosengel feige sein und sich wirklich ins Bockshorn jagen lassen wird.

Aber einen Beobachter und zugleich Berichterstatter aus den Reihen der acht wagte man doch nicht zu entsenden. Man wußte nicht, was danach kam. Und gerade das wollte man, weil man sich schon zu erwachsen fühlte, vermeiden.

*

Kurz nach sieben öffnete sich die Gaststube des „Hirschen". Und herein zogen, in der Anordnung einer Prozession, die Mohnblumen.

Ernst und im Innersten ergriffen ob der Sünde, die hinter der Theke stand und lächelte . . .

Aber im nächsten Augenblick lächelte die Sünde bereits vor der Theke. Lächelte und knickste und hatte die unerhörte Frechheit, die Deputation, denn als solche war man deutlich erkennbar, zu fragen, was die Damen zu bestellen wünschten.

Frau Amanda Moosengel stand wortlos dabei und erwartete ihrerseits die Anrede, weil sie glaubte, daß es in diesem Falle günstiger sei, zu antworten, als zu fragen.

„Ihre — Ihre Kellnerin fragte uns soeben, was wir zu bestellen wünschten, verehrte Moosengel." Sprecherin war Frau Sanitätsrat Lautenschläger. „Nun, verehrte Frau Moosengel, auf die Bestellung, die sich leider heute nicht um Essen und Trinken dreht, möchten wir nicht lange warten lassen: Wir, als Mütter unreifer Kinder und wohlbehüteter Töchter, nehmen Anstoß an dieser übereleganten Dame, die uns nicht für das Lokal geeignet scheint, das wir mit Familie zu besuchen pflegen. Wenn Sie auch fernerhin Wert darauf legen, die Euterpe und was sonst noch in ihrer Gefolgschaft ist, in Ihren Mauern zu beherbergen und zu bewirten, dann müssen wir darauf bestehen, daß wir zu unserm, in einem Monat stattfindenden Frühlingsfest die Bedienung vorfinden, die uns zusagt . . ."

Aller Köpfe hatten sich nach dieser wundervoll formulierten Rede der Frau Sanitätsrätin mit einem deutlich wahrnehmbaren Ruck in den Nacken gelegt. Befriedigt, daß man in der Lage war, so auftreten zu können, und begierig, zu erfahren, in welcher Weise sich die Bombe, die man soeben geschleudert hatte, auswirken würde . . .

Zunächst wirkte sie sich so aus, daß Frau Amanda Moosengel ihre beiden Zahnreihen nicht voneinander zu lösen vermochte. Ihre Berechnung, daß es in diesem Falle vorteilhaft sei, Fragen zu beantworten, als selbst zu fragen, hatte sich als falsch erwiesen.

Eine Antwort freilich hätte Frau Amanda Moosengel schon gehabt, aber sie entbehrte der Sachlichkeit und hätte keineswegs zur Versöhnung zweier interessierter Kreise, zwischen die ein Keil getrieben war, beigetragen. Wenn Frau Amanda nämlich gekonnt hätte, so wie sie wollte, dann würde sie aus einem tiefinnerlichen Bedürfnis heraus und im Tone vollster Ueberzeugung jetzt Katzen — alte Katzen gesagt haben.

Ahnte der Keil, der Nette hieß und sehr intelligent war, etwas von der momentanen Hilflosigkeit seiner Prinzipalin?

Es mußte wohl so sein, weil er sich energisch vorschob und plötzlich, nach dem Ausgang schon wieder zum unanfechtbaren Kattun zurückgekehrt, dicht neben Frau Amanda stand. Was einen inneren neuerlichen Schreck in der noch immer Verstummten auslöste. Denn — der Keil begann auch noch zu reden.

„Gnädige Frau Sanitätsrat," nahm er in sehr bescheidenem Tonfall das Wort und schaute demütig an dem Kattunenen hinunter, „ich habe mir noch nie etwas zuschulden kommen lassen und wollte es auch heute nicht. Wenn Sie das Kleid von heute nachmittag als nicht für mich passend fanden, werden Sie schon recht haben . . . Ich bin nur ein einfaches Stubenmädchen . . . und weiß manchmal nicht . . . Das Kleid ist bestimmt ganz billig, gnädige Frau Sanitätsrat . . . Aus dem Ausverkauf . . . Die Verkäuferin hat es mir eigentlich angedreht . . . Sie sagte, ich sollte es nehmen, ich hätte Nutzen davon . . . es hätte sonst zehnmal soviel gekostet. Da habe ich es genommen. „Der Mensch muß sparen, wo er kann," sagt meine Mutter immer. Wir sind ganz rechtliche Leute, gnädige Frau Sanitätsrätin. Mein Vater ist Maurer, und meine Mutter reißt im Kino

die Billetts ab. Ich war sehr froh, als ich die Stellung hier fand. Aber wenn Sie mich hier nicht haben wollen ...! Frau Moosengel war immer sehr gut zu mir, ich möchte nicht, daß sie durch mich Schaden leidet. Ich glaube, es ist schon besser, ich gehe ... Der „Löwe" sucht auch ein Stubenmädchen, sagte mir unser Hausknecht, der „Löwe" ist sogar verlegen darum, weil ..."

Bei dem Löwenwirtin-Vorschlag fuhr Frau Amanda hoch. Sie sah aus, als hätte sie nun ihrerseits etwas zu verteidigen.

Aber auch in die Deputation kam neues Leben. Ein anderes Leben ... Der Gesichtsausdruck der Mohnblumen wechselte. Er war weniger klug als vordem ... Nette, die sanft von unten herauf schielte, dachte, daß die Damen Gesichter machen, als seien sie in einen plötzlichen Platzregen gekommen bei zu Hause stehengelassenen Regenschirmen ...

Und in der Tat, die Damen hatten ein ähnliches Gefühl, nur daß sie nicht an einen Platzregen dachten, dessen Tücke sie zum Opfer gefallen waren, sondern an einen Wassereimer, den man aus sicherem Hinterhalt über sie gegossen hatte. Aber die Abweichung der Bilder voneinander war ja ganz gering. Auf das Naß-gegossen-worden-sein kam es an, und das hatte Nette, der man auch in diesem Falle wieder logisches Denken und eine gewisse Intelligenz zusprechen mußte, gründlichst besorgt.

Im Löwen nämlich, zu dem hinüberzuwechseln sie mit demütig geneigtem Kopfe vorschlug, verkehrte vornehmlich die Jugend des Städtchens. Die männliche Jugend, die allein imstande war, der Hagebuttenbildung an den Rosensträuchern Dingsdas vorzubeugen ...

Das diplomatische Korps von Dingsda an der Dingsda sah sich schachmatt gesetzt durch ein Stubenmädchen.

Frau Amanda Moosengel lächelte ebenso beruhigt als befriedigt. Wenn sie die Nette jetzt für sich reklamierte, tat sie denen, die sie erst hatten hinausdrängeln wollen, weil sie ihnen zu hübsch war, noch einen Gefallen ...

Und nun erwies sich auch Frau Amanda als kluge Schachspielerin. Die Damen müßten doch sehen, daß die Nette absolut harmlos wäre. Und sie kannten doch auch den „Hirschen", der stets auf Zucht und Sitte gehalten habe. Und man sehe doch auch genau, was ein Stubenmädchen und was die Töchter der Stadt seien — das könne sogar ein blinder Mann mit dem Stocke feststellen. Und die Damen möchten Gnade für Recht ergehen lassen ... Die Nette habe sich schon recht schön im „Hirschen" eingearbeitet und nütze allerlei. Außerdem, wer unter ihrer, unter Frau Amandas Fuchtel stände, der schlage schon nicht über die Stränge ...

Und während dieser Rede Frau Amandas Moosengels strich sich die Nette wie in tiefster Verlegenheit das Kattunene glatt ...

Da sprachen die Damen das „Ja" aus, das man zum Gevatterstehen gebraucht ... Vielleicht mit weniger Ueberzeugung. Aber Komplikationen durch ein Nein heraufzubeschwören, das hätten sie nicht verantworten können ...

Damit war der offizielle Teil der Angelegenheit, die die Damen des Städtchens in den „Hirschen" geführt hatte, erledigt ...

Frau Sanitätsrat Lautenschläger aber hatte das Gefühl, als müsse man zur Milderung des Ganzen dem offiziellen Teil, noch einen kurzen inoffiziellen anfügen — einen versöhnlichen ...

Und so steuerte sie auf den Stammtisch los und bestellte soviel Rosenliköre, als empörte Stadtmütter den „Hirschen" betreten hatten.

Nette übernahm auf einen Wink Frau Amandas das Kredenzen in lieblicher Bescheidenheit.

Frau Amanda aber, als die Damen gegangen waren, sagte zu Nette: „Wir kommen doch besser miteinander aus, als ich dachte, Nette! Die haben Sie ja mal ordentlich seiltanzen lassen! Es kann ihnen aber gar nichts schaden ..."

Nette lachte, und ihre Augen funkelten förmlich vor Spottlust!

Ein Weniges später wird der Fall auch am sanitätsrätlichen Abendbrottisch erörtert. Das heißt, die Hausfrau erörtert ihn und der Herr Sanitätsrat hört nur zu. Er stand ohne weiteres auf seiten der hübschen Nette, nur durfte er das nicht sagen. Und darum war es das beste, er aß eifrig und beteiligte sich an der Debatte nur durch Nicken. Seine Dorette akzeptierte Zustimmung in jeder Form, ob sie nun mimisch oder lautlich gegeben wurde.

Dabei malte er sich das Interemezzo des Nachmittags sehr plastisch aus. Schade, daß er nicht hatte Zuschauer sein können. Aber an dem Tage, an dem die Klatschmohne — des Sanitätsrats heimliche und sträfliche Bezeichnung für die Mohnblumen — sein Haus heimsuchten, machte er sich, wie er sagte, dünn, was eine Paradoxie bei des Sanitätsrats Rundlichkeit war.

Uebrigens ein bißchen leichtsinnig von dem guten Middendorf, mit dem Teufelsmädel, der Nette, gleich durch Flur und Hain zu ziehen! Wo so viele Mädels in Dingsda auf ihn lauerten und hofften. Ein Stelldichein abends am Gartenzaun hätte es auch getan' Vielleicht hätte er davon noch mehr gehabt! Selbstverständlich gingen des Sanitätsrats Gedanken über das Mehr nicht über einen Kuß in Ehren hinaus. Aber den gönnte er dem guten Middendorf, selbst wenn er einmal sein Schwiegersohn werden sollte, von ganzem Herzen ...

Die Jüngste der Lautenschlägers, Rosemarie, schwieg sich, wie ihr Vater, aus. Sie tat, als verstände sie gar nichts von der ganzen Sache, malte sich aber voll Herzklopfen aus, was wohl auf dem Wege zum Waldschlößchen hin und zurück alles passiert sein könnte. Denn daß Dr. Middendorf und dieses auffällige Stubenmädchen im Waldschlößchen zusammen Kaffee getrunken hatten, war auch schon im Städtchen bekannt. Trotzdem das Ungeheuerliche erst vor ein paar Stunden geschehen war. Fanny, des Medizinalrats Aelteste, die schon leise nach der Metamorphose von der Rose zur Hagebutte hinneigte, hatte es mit nach Hause gebracht und giftete sich ganz unbändig. Denn sie fühlte in Punkto Dr. Middendorf mit als Hauptanwärterin. Jedenfalls war wieder einmal festzustellen, daß die stummen Trommeln in Dingsda mindestens ebenso präzise und schnell arbeiteten, wie die zu dem gleichen Zwecke der Neuigkeitenverbreitung mit größtem Tam-Tam in Bewegung gesetzten Trommeln im wildesten Afrika.

„Eigentlich müßte ich auch ein paar neue Kleider haben," sagte Fanny mißmutig und pikiert, „wenn Stubenmädchen sich schon so herausputzen."

„Um Gottes Willen!" Der Sanitätsrat hielt es nunmehr doch für angebracht, das Nicken aufzugeben, damit keine Irrtümer einrissen. „Nur keine Wettbewerbe bei den schlechten Zeiten, Fanny! Ihr seid drei unversorgte Mädels hier im Hause! Und wißt genau, daß Masern und Scharlach nicht mehr allzu viel einbringen. Hätte ich keine Landpraxis, würde ich mir angesichts der Konjunktur von heute, die überhaupt keine Konjunktur mehr ist, sogar den Assistenzarzt verkneifen. Wenn sechs Personen vom Bazillenaustreiben leben sollen, so gehört dazu schon allerlei!"

„Dann müßtest du eben für Männer für deine Töchter sorgen, lieber Theo," meint die Frau Sanitätsrat spitz . . .

Also das Thema Nette und Middendorf werden wir heute abend beibehalten, dachte der Sanitätsrat und überlegte, ob er sich nicht durch eine Flucht in den „Hirschen" retten sollte.

Aber das wäre ja ein Schlag gegen seine Adelaide gewesen. Blieb man also im trauten Familienkreise, falls kein Kranker den Wunsch hatte, einen zu sehen.

Charitas, die zweite Tochter, war ebenfalls höchst unbefriedigt. Sie war philosophisch-logisch veranlagt, und meinte, „wenn Middendorf irgendwelche Absichten auf eine von ihnen hätte, würde er sich bestimmt nicht so skandalös unter ihren Fenstern betragen haben. Wahrscheinlich reflektierte er überhaupt auf kein Mädel der Stadt, sondern wollte in Dingsda nur die Hungerszeit an sich vorüberstreichen lassen. Bei Beginn der sieben fetten Jahre würde er bestimmt sein Bündel schnüren und gleichzeitig die Adressen aller Dingsdaer aus seinem Notizbuch streichen . . ."

„Na, na!" meinte der Sanitätsrat. Er hatte es nicht gern, wenn man auf seinem Assistenzarzt, den er einen frischen und vernünftigen Jungen nannte, etwas sagte.

*

„Die Anwesenheit dieses Mädchens in unserer Stadt will mir nicht gefallen, lieber Theo," sagte Frau Adelaide im Tonfall eines prophetischen Geistes, während sie beim Zubettgehen allerlei über eine Stuhllehne hing. „Man sollte doch lieber . . ."

Was man doch lieber sollte, stieß jedoch die Frau Sanitätsrat in einer plötzlich über sie kommenden gerechten Empörung wieder in die Tiefe ihres Busens zurück, denn ihr Gatte hatte die höchst wichtige Vorlage, die sie ihm noch eben hatte unterbreiten wollen, einfach verabschiedet, indem er sie überschnarchte.

Die Frau Sanitätsrat aber, der es heute trotz eifrigster Bemühungen nicht gelang, sich so in Morpheus Arme zu schmiegen, daß sie darob die Welt und ihre Tücken vergaß, kam immer wieder auf den höchst peinlichen Gedanken zurück, daß ein die untergeordnete Stellung eines Stubenmädchens bekleidendes Wesen sie alle düpiert haben könnte . . .

An diesem Abend, oder besser in dieser Nacht, ereignete es sich, daß der Assistenzarzt Curt Middendorf zufällig noch mal am „Hirschen" vorbeikam. Die Uhr, die dem heiligen Jakob als Zeitmesser beigegeben war, sagte, daß es gerade halb zwölf sei. Und zufällig hatte Dr. Middendorf noch Durst. Warum sollte man sich den verkneifen! Gastwirte wollten auch leben. Trat man doch ein, wenn einem etwas so bequem geboten wurde.

Frau Amanda, als gewiegte Gastwirtsfrau die Bedürfnisse des Publikums mit einem Blick erkennend, rief sofort hinter sich „Nette"!

Auch August Moosengel, bei dem sich nur höchst selten das Bestreben kundtat, hervorzutreten, fühlte sich zu etwas veranlaßt, nämlich, den Herrn Dr. Middendorf darauf aufmerksam zu machen, daß man eigentlich solche Weinchen, wie er verschenke, draußen in der Mainacht unter der blühenden Kastanie trinken müsse. Der Tisch dort sei doch gedeckt, weil bis vor zehn Minuten der werte Herr Unbehaun unter der Kastanie Frühlingsluft geschnappt habe. Er solle sich nur aussuchen, und die Nette könne ihm dann ja das Gewünschte nach draußen bringen . . .

Daß August Moosengel harmlos war, wußte Dr. Middendorf. Sonst hätte man wirklich auf die Idee kommen können, er wolle kuppeln. Curt Middendorf lächelte in sich hinein. Nun, ihm war es schon recht! Allzu viele Gelegenheiten, mit dem reizenden Mädel allein zu sein, würden ihm ohnedies nicht geboten werden . . .

Nette lachte, als sie Curt Middendorf die Flasche hinstellte.

„Sie haben versehentlich nur ein Glas mitgebracht, Fräulein Nette! Ich hoffe aber stark, daß wir zwei zum Trinken sind . . .! Denn, wenn ich derartig in mein Assistenzarztgehalt hineinwüste, daß ich noch in der Nacht Wein trinke, dann muß sich das auch lohnen."

Frau Amanda fand zwar die mitternächtige Sitzung draußen nicht ganz in der Ordnung, aber sie billigte sie doch insofern, als sie den alten Katzen, die heute bei ihr erschienen waren, um zu kratzen und zu beißen, ein Schnippchen schlug.

Und diese Situation im „Hirschen" war es, die die Frau Sanitätsrat fühlte, die die geheimnisvolle Unruhe in ihr Schlafzimmer trug. Ja, die schließlich auch noch Frau Adelaides Ohren zum Klingen brachte, als Nette mit beachtlicher schauspielerischer Begabung unter der blühenden Kastanie vor Dr. Curt Middendorf die Szene des Frühabends rekonstruierte . . .

„Das ist Dingsda!" sagte Dr. Middendorf. „Und mitten in so etwas haben Sie sich noch ohne zwingende Umstände hineingesetzt, Fräulein Nette? Nee, das will mir noch immer nicht in den Schädel . . .! Lieber hätten Sie bei Ihrer Mutter Assistentin werden sollen für Billettabreißen!"

„Das kann heute auch einer allein schaffen, Herr Dr. Middendorf! Seien Sie gescheit und halten Sie sich Ihren Posten . . .!"

Heimlich klangen Gläser gegeneinander. Heimlich, so ein ganz klein wenig nach bitteren Mandeln dufteten die Kastanienblüten . . . Und ein Geruch von frischem Stroh in einem warmen Pferdestall war auch dabei. Er kam von seitwärts, wo hinter alten Syringenbäumen der Ausspann des „Hirschen" versteckt lag. Denn in Dingsda gab es noch Pferdewagen, mit denen man zur Stadt kam. Für Vehikels, die nur mit PK zeichneten, hatte der „Hirschen" bisher keinen Raum.

„Schade," sagt Dr. Middendorf leise und beugt sich zur Nette vor, „schade, wenn einem schon einmal ein nettes, liebes Mädel über den Weg läuft, dann . ."

Dr. Middendorf findet, daß er in Nettes Gesellschaft schon eine ganze Reihe von Sätzen angefangen hat, die sich nachher nicht vollenden ließen . . .

(Fortsetzung folgt)

Aus der Praxis • Für die Praxis

Pflanzen der Pfirsiche und Aprikosen mit Torfmull und Knochen

Die Zeit rückt heran, in der Pfirsiche, Aprikosen in Busch- und Spalierform gepflanzt werden. Von in unserem Klima möglichst frühen Sorten zu pflanzen sind folgende Pfirsiche: Amsden, Früher Alexander, Rivers Frühpfirsich, Arp Beauty, Frühe Beatrice. Aprikosen: Aprikose von Breda, Große frühe Aprikose, Aprikose von Nancy.

Das Pflanzloch schachte man 60—70 Zentimeter tief aus, Umfang ebenfalls 60—70 Zentimeter. Auf die Sohle des Pflanzloches schütte man eine 10—20 Zentimeter dicke Knochenschicht (Rinder- oder Schweineknochen). Der ausgeschachtete Boden wird mit einem Drittel Kompost und grobem Torfmull vermischt. Steinobst liebt einen kalkhaltigen Boden. Die gebrochenen und abgerissenen Wurzeln mit einem scharfen Messer glatt schneiden. Die Schnittfläche muß stets nach unten, nie seitlich oder schräg gerichtet sein. Wurzeln gleichmäßig im Pflanzloch verteilen, nicht zu hoch, auch nicht zu tief pflanzen. Um dies zu vermeiden, lege man ein Brett über das Pflanzloch, halte die Pflanze dort, wo der Wurzelhals die Veredlungsstelle ist, handbreit über die Höhe des wagerechten Brettes. Nun schütte man die übrige Erde vorsichtig auf die ausgebreiteten Wurzeln. Man überlasse das übliche Festtreten, es entstehen immer Lufträume im Boden, die die feinen Faserwurzeln schwer überwinden. Nur kräftig anschlemmen, 2 bis 3 Gießkannen Wasser, dann sackt der Pfirsich, da wir ihn doch höher gepflanzt haben, auf seine richtige Höhe (Erdoberfläche) ein; denn ein zu tief gepflanzter Baum geht entweder ein oder wird kümmerlich wachsen. Die Knochenzugabe rate ich jedem, der Pfirsiche, Wein usw. pflanzt; er wird den Erfolg schon später merken. Torfmull fördert die Wurzelbildung und hält in trockener Jahreseit die Feuchtigkeit besser im Boden. Säurefreien Torfmull bekommt man in jeder Menge zu kaufen.

Lohnender Anbau der Himbeere

Die Himbeere kann man im Herbst, aber auch im zeitigen Frühjahr, wenn der Boden frostfrei und genügend ausgetrocknet ist, anbauen. Der Boden für Himbeeren darf nicht zu leicht und nicht zu trocken sein. Eine freie geschützte Lage ist die gegebene. Himbeeren müssen, wenn sie kräftig wachsen und reiche Erträge bringen sollen, viele sofort aufnehmbare Nährstoffe im Boden vorfinden. Der beste Boden ist alter Kulturboden. Gleich nach dem Abernten, z. B. von Erbsen oder Bohnen als Vorkultur, muß das Land kräftig mit Viehdünger, auch Jauche gedüngt werden. Das Land wird recht tief umgepflügt oder umgegraben und von Quecken peinlich gesäubert. Zum Pflanzen verwende man nur ausgesuchte fingerstarke, einjährige, gutbewurzelte Setzlinge. Die Reihen werden 1,50—2 Mtr. voneinander gezogen, die Setzlinge in den Reihen 50 Zentimeter Abstand gepflanzt. Die Setzlinge werden auf 25 Zentimeter gekürzt und so tief eingepflanzt, daß sie 5 Zentimeter tiefer stehen, als sie früher gestanden haben. Vor dem Pflanzen taucht man die Setzlinge (wie bei Rosen) mit den Wurzeln in einen Brei von Kuhmist, Torfmull, Lehm, der mit verdünnter Jauche angerührt wird, ein. Die Setzlinge müssen nach dem Pflanzen fest angetreten werden. Nach der Pflanzung ist es sehr von Vorteil, den Boden mit kurzem Dünger zu bestreuen. Nach dem Austrieb bleiben nur 2 bis 3 der stärksten Triebe stehen, alle übrigen werden weggeschnitten. Natürlich muß der Boden im Laufe des Sommers von Unkraut sauber gehalten werden. Die Himbeere ist ein Halbstrauch, d. h. seine Ruten haben nur eine zweijährige Lebensdauer. Im ersten Jahre treibt die Himbeere nur Ruten und Blätter, jedes Blatt läßt am verholzten Trieb eine Knospe zurück, die im nächsten Frühjahr austreibt und Blüten und Früchte bringt. Die Fruchttriebe sterben im Spätherbst ab und werden am besten gleich nach der Ernte kurz über der Erde entfernt und verbrannt. Denn diese abgestorbenen Fruchttriebe sind Träger mancher Himbeerkrankheiten und Schädlinge. Von den im zweiten Jahr sich entwickelnden jungen Trieben werden nur 8—10 der stärksten stehengelassen, alle übrigen fortgeschnitten, da diese sich nur auf Kosten der eigentlichen Fruchttriebe unnötig ernähren. Das Anbinden der Triebe lohnt sich nicht, da die dadurch hervorgerufenen Arbeitslöhne höher sind als der Ertrag. Von einem Beschneiden der Fruchttriebe, wie das oft empfehlen wird, rate ich ab, die Erträge sind deshalb doch dieselben.

Karl Paczkowski, Garten-Architekt.

Beetpflügen oder Rundherumpflügen?

Das Beetpflügen ist in der Praxis fast überall verbreitet, während man das Rundherumpflügen weniger häufig antrifft. Die Leistung

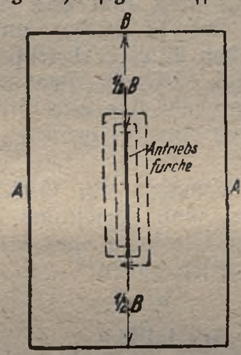


Abb. 1. Anpflügen eines Schlages mit regelmäßiger Schlagform zum Rundherumpflügen.

bei letzterer Methode ist jedoch, wie neue Versuche gezeigt haben, besser als beim Beetpflügen, da die Zeit für das Wenden auf dem Vorgewende fortfällt und außerdem auf unregelmäßig geformten Schlägen das Ausspflügen größerer Keilstücke vermieden wird (Dr. Peters und Dr. Tismer, „Arbeitsverfahren und Arbeitsleistung in der Landwirtschaft"). Als Nachteil des Rundherumpflügens wird vielfach angesehen, daß die Zugtiere zu sehr in Anspruch genommen werden, da die Erholungspausen gegenüber dem Wenden an den Beetenden nur gering sind. Darauf ist zu erwidern, daß Nachteile bei ruhiger, gleichmäßiger Arbeit keineswegs festzustellen sind. Auch eine nachteilige Wirkung auf die Saaten durch unzureichende Pflugarbeit an den Ecken ist nicht zu befürchten. Die bisherigen Beobachtungen haben jedenfalls ergeben, daß die Arbeit an den Ecken nicht schlechter ausfällt, als an den Ein- und Aussetzstellen beim Beetpflügen. Im Frühjahr ist es jedoch nicht zweckmäßig, Schläge beim Rundherumpflügen auseinanderzupflügen, also an der Außenseite anzufangen und linksherum zu pflügen. Dabei

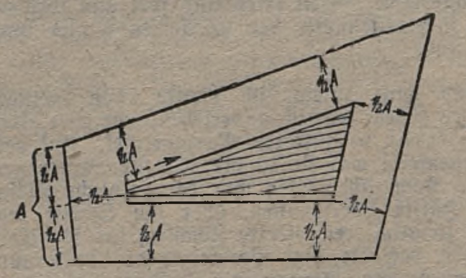


Abb. 2. Abstecken der Antriebsfurche eines unregelmäßigen Schlages zum Rundherumpflüge

treten die Pferde den gepflügten Acker an den Ecken wieder fest, wodurch die spätere Saat unter Umständen geschädigt wird. Die Technik des Rundherumpflügens ist verhältnismäßig einfach, man steckt in der Mitte ein der Form des Schlages ähnliches Feld ab, um ein genaues Anpflügen zu ermöglichen. Am einfachsten ist dies bei völlig rechteckigen Schlägen. Es genügt dann, auf der Mittelfurche des Schlages von beiden Enden aus die Hälfte der Schlagbreite abzutragen um die beiden Punkte miteinander zu verbinden (Abb. 1). Diese Linie bildet dann die Antriebsfurche. Wenn der Schlag unregelmäßig geformt ist, muß man sich

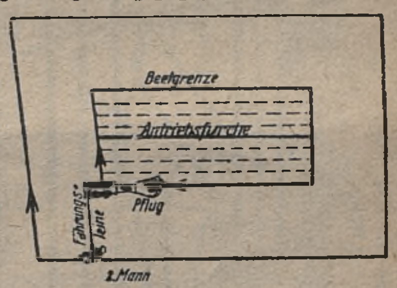


Abb. 3. Anpflügen eines Schlages zum Rundherumpflügen mittels Führungsleine.

beim Abstecken nach der kürzesten Seite richten. Die halbe Länge dieser Seite wird von jeder Seite aus an zwei Stellen rechtwinklig in den Schlag hineingemessen (Abb. 2). Die auf diese Weise ermittelten Punkte verbindet man und erhält so die Seitenlinien des Mittelbeetes. Eine andere Art des Antreibens zum Rundherumpflügen kann in folgender Weise vorgenommen werden: Ein Mann geht an der Schlaggrenze entlang und führt das Sattelpferd des Pfluggespannes an einer langen Leine, während der Gespannführer den Pflug so führt und das Pferd so lenkt, daß die lange Führungsleine stets strafft sich. Die genaue Art der Ausführung zeigt unsere Abbildung 3.

Das Austreiben des Rhabarbers

Um dieses beliebte Kompotgemüse möglichst früh zu ernten, ist ein einfaches Antreiben starker Büsche nötig. Entweder werden sehr starke Büsche an warmen dunklen Orten in Einschlag gebracht, oder besser noch läßt sich im Freien an Ort und Stelle das Antreiben vornehmen. Alte Tonnen, Kisten, auch Körbe werden über die starken Pflanzen gestülpt und mit Dung, Laub oder Streu umgeben. Durch das Abschließen von der Außenluft werden die Blätter durch die Wärme und Dunkelheit hervorgelockt und bringen recht lange zarte Stiele hervor. In größerem Maßstabe werden die Rhabarberbeete kastenartig überbaut und mit Frühbeetenfenstern überdeckt. Die Sonnenwärme sorgt dann schon für reichen Austrieb. P.

Zwischen Saat und Zwischenpflanzung

Im Gemüsegarten ist durch Zwischenpflanzung das Land am intensivsten auszunutzen. Bei den frühen Freilandaussaaten, wie bei Karotten, Zwiebeln usw., Radieschen, auch Schnittsalat, selbst frühe Kohlrabi ist einzusäen. Natürlich recht weitläufig, um die Hauptkultur nicht zu schädigen. Ehe diese stark ins Wachstum kommt, sind die Zwischensaaten schon geerntet. Ebenso ist Kohlrabi und Kopfsalat stets bei Kopfkohlarten, auch bei Blumenkohl, zwischenzupflanzen. P.

Schutz den blühenden Pfirsichspalieren

In so manchen Jahren wird der Fruchtansatz an Pfirsichspalieren durch Fröste in oder nach der Blütezeit vernichtet. Hier sollte eigentlich jeder genügend Schutzmaterial bereithalten. Ist das Spalier am Mauerwerk gelegen, so ist mit Leichtigkeit ein Schutz zu geben. Am wirksamsten ist das Vorhängen von Leinwandplanen, alter Säcke und Schilfmatten, die einen genügenden Luftraum abschließen, gegeben. P.



Lies und Lach'!





Stimmungsbarometer

Die Braut des „starken Mannes“ kommt zu spät zum Stelldichein

*

Verkannt

Ein Maler hat im Schaufenster einer Kunsthandlung ein Bild ausgestellt, das einen Bettler darstellt. Zwei Damen betrachten das Bild. Plötzlich ruft die eine: „Aber den Menschen kenn ich ja! Der bettelt nämlich ungeniert die ganze Stadt ab. Unverschämtheit: auf den Straßen betteln und dann großartig sich in Oel malen lassen.“

Verliebte Leute

„Wirst du mich immer lieben, Oskar, auch wenn ich mal alt und häßlich geworden bin?“

„Süße Laura... natürlich wirst du mal älter... aber häßlicher kannst du in meinen Augen nicht werden!“

*

In der Mädchenschule

fragt der Lehrer: „Gerda, können Sie mir sagen, was ein Aesthet ist?“

Keine Antwort.

„Na — was ist denn Aesthetik?“

„Die Lehre vom Schönen!“

„Sehen Sie... und was ist dann ein Aesthet?“

„Ein schöner Lehrer!“

*

Der Erfahrene

Andersen hat im letzten Jahre sein Mittagessen im Restaurant Berger eingenommen, aber immer mal dies, mal das zu tadeln gehabt. Heute sitzt er wieder an seinem Platz und läßt den Wirt herbeirufen.

„Wissen Sie, wie dieses Beefsteak schmeckt?“ fragt er. „Genau wie eine alte Stiefelsohle, die in Butter und Zwiebel gebraten worden ist!“

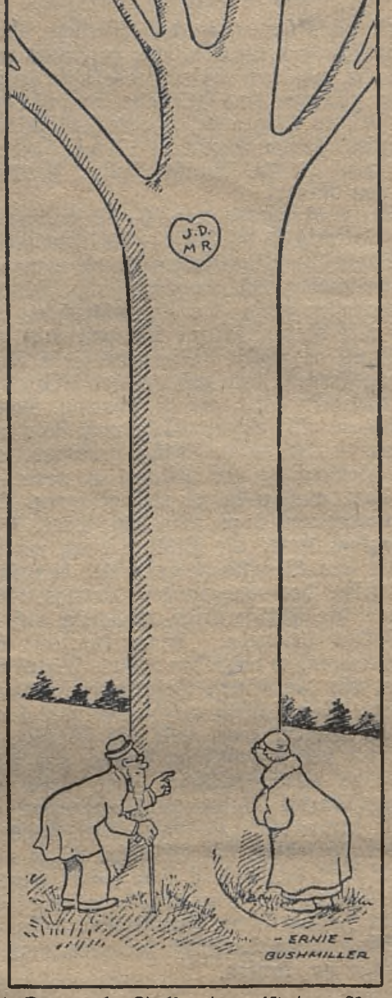
Herr Berger bewahrt sein Gleichgewicht, er sieht nur den Gast verwundert an und sagt: „Nein, was Sie schon alles für sonderbare Sachen gegessen haben!“

*

Spezialisten

„Ich glaube, Sie irren sich, meine Dame, ich bin Doktor der Musik!“

„Gerade deswegen komme ich ja zu Ihnen — ich leide nämlich an unaufhörlichem Singen in den Ohren!“



„Weißt Du noch, Julie, das ist der Baum, in dessen Rinde wir vor 40 Jahren unsere Anfangsbuchstaben geschnitten haben.“

Eine Grabschrift

Von Karl Burkert.

In einem kleinen schwäbischen Dorffriedhof hab' ich sie gelesen. Von einer rauhen, grasigen Brockenmauer war er umfangen. So breit war sie, daß ein wegmüder Wanderbursch sich bequem auf ihr zum Schlaf hinstrecken konnte. Ein schöneres Bett als dies war auf der ganzen weiten Welt schon gar nicht zu haben. Denn da ruhte man auf lauter gelbblühendem Steinpfeffer wie auf goldenen Polstern und die blauen, krispelnden Glocken, die aus allen Ritzen wuchsen, wehten einem immerzu übers Gesicht, sangen einem ein hauchzartes Schlummerlied.

Ich trat eine Weile zwischen den Gräbern umher, ich schritt den Friedhof in allen Ecken aus, und darüber vergaß ich ganz, daß ich so nahe dem Tod und der Verwesung war. Mich deuchte vielmehr, ich sei in einem alten, lieben Garten. Nichts als Blumen, wohin ich blickte. Sie quollen in allen Düften und Farben aus der Erde. Sie füllten mir Aug' und Herz. Es waren alles jene treuen, einfältigen Bauernblumen aus Urgroßmutters Zeiten, aus den Zeiten des Volksliedes und noch früher. Von den meisten wußte ich, wie sie hierzuland genannt wurden: Gretel im Busch, Liebstöckel und Prangrose, sagte ich zu ihnen, Himmelsschwertel, Baldersheil und Reiterskapp. Und sie nickten mir zu, als wären wir gute Bekannte.

Und ich strich hier mit der Hand über eine vermorschte Holztafel, zupfte dort einen windverzerrten Perlkranz wieder zurecht. Ich versuchte jetzt, ob ich wohl den einen oder anderen Bauernnamen, so einen groben, knorrigen, aus Moos und Flechten herausstudieren könnte, und dann freute ich mich über die bunte, stille Sonnenuhr, über das schilpende, zeternde Spatzenvolk, das droben auf dem Kapellendach sein unverwüstliches Wesen trieb und fort und fort zu den Brettelfenstern der Glockenstube aus und ein stob.

Und ganz zuletzt, ich wollte schon meines Weges gehen, kam ich unversehens vor eine alte, schon etwas verwitterte Marmortafel. Auf der Morgenseite war sie in die Kapellenmauer gefügt. Vom zähen Efeu war der gelbliche Stein zur Hälfte übersponnen, aber die Schrift lag noch ziemlich frei. Ulrike Zöschlin, las ich. Und weiter, daß die hier Verewigte die hoch- und ehrengeachtete Hauswirtin eines gräflichen Vogts gewesen. Nicht lang nach dem bösen Schwedenkrieg hatte man sie in die Erde gelassen. Ich hätte es auch ohne die Jahreszahl gewußt. Ich sah es an den wunderfeinen Schriftformen, die man damals noch gekonnt hatte und die inzwischen in Vergessenheit gekommen sind, wie so manches.

Aber das Schönste bleibt noch zu sagen übrig. Das Schönste war der Spruch im unteren Feld der Tafel. „Ich bin eingegangen in die ewige Stille!“ hieß es da. Ich weiß nicht, wie lang ich hingestanden bin vor diese sieben Worte. Mir war, als könnte ich die Augen nicht mehr von ihnen losbekommen. Dreimal ging ich hinweg und ebenso oft mußte ich, wie von einer unsichtbaren Hand geschoben, wieder zurückkehren.

„In die ewige Stille!“ klang und sang es in mir. Klang und sang es rings in der Luft und flüsterte es in allen den Gräsern und Gräserblumen. „In die Stille!“ Wo kein Aug', kein Ohr, kein Herzschlag mehr ist, keine Begierde, kein Wunsch, keine Schmerzen. Wo es keine Sehnsucht mehr gibt, die sich in der Erfüllung verzehren muß, wie sich jedes Feuer, jede Hitze zuletzt verzehrt. Wo keine Freuden mehr locken, die doch alle, alle verwelken müssen. „Stille!“ Das heißt: Heimkehr in den Ursprung. Wieder erlöst werden aus der Vielheit und zurückgenommen werden in die Einheit. Wieder versinken in das Geheimnis, das wir Gott nennen.

Mich dünkt, einen schöneren Grabspruch hätte ich nie gelesen.

Umschau im Lande

Kattowitz

Sensationeller Diebstahl in der Bank Polski

In der Kattowitzer Filiale der Bank Polski wurden dem Kassierer Josef Ahlert der Schlesischen Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhütten für 4000 Złoty 50-Złotyscheine gestohlen, die er gerade ausgezahlt erhalten hatte. Der Tat verdächtig ist ein etwa vierzigjähriger Mann mittleren Wuchses und gedrungenen Körperbaues, der mit einem schwarzen Mantel bekleidet war. Es handelte sich um ganz neue Banknoten der Serie P. L. mit den Nummern von 2 759 469—2 759 549. Personen, die versuchen, dieses Geld in Umlauf zu setzen, sind sofort der Polizei zu übergeben.

Kleiner Junge schießt Polizistenfrau nieder

Ein eigenartiger und bedauerlicher Unglücksfall ereignete sich in der Wohnung des Kattowitzer Polizeibeamten Szopa, ul. Wojewódzka Nr. 18. Dort erschien ein Nachbarkind, und zwar der 10jährige Samuel Sapir, der aus dem an der Wand hängenden Dienstgurt des Wohnungsinhabers dessen Revolver herausnahm. Plötzlich löste sich ein Schuss, und die Kugel drang der Ehefrau des Beamten in die rechte Wange und blieb im Halse stecken. Die schwerverletzte Frau wurde unverzüglich nach dem Unglücksfall ins städtische Krankenhaus überführt, wo eine Operation vorgenommen werden musste. Der Gesundheitszustand der Verletzten ist bedenklich.

Königshütte

Sensationelle Flucht eines Strafgefangenen

Vor einigen Tagen spielte sich im südlichen Stadtteil von Königshütte ein Wild-West-Stück ab. Der Polizeibeamte Johann Fryda aus Kattowitz hatte den im Kattowitzer Gefängnis untergebrachten Strafgefangenen Josef Cichy aus Schwientochlowitz, Kolejowa 16, zu einer Gerichtsverhandlung ins Königshütter Bezirksgericht gebracht und begab sich nach der Verhandlung zu einer Haltestelle der Strassenbahn auf der Hajducka, um den Gefangenen wieder nach Kattowitz zu bringen. Bevor jedoch die Bahn ankam, riss Cichy sich von dem Beamten los und flüchtete über die Urbanowicza nach dem St. Hedwigsfriedhof. Mit einigen Passanten nahm Fryda die Verfolgung auf, und es gelang ihm, den Flüchtigen an einem Bein festzuhalten, als dieser gerade über die Friedhofsmauer klettern wollte. Cichy wehrte sich verzweifelte, wurde aber durch einige Hiebe mit dem Gumiknüppel gezwungen, von der Friedhofsmauer herabzuspringen. Dabei simulierte er Bewusstlosigkeit.

Inzwischen hatte sich eine grosse Menschenmenge angesammelt. Ein Teil nahm gegen den Polizeibeamten Stellung. Als dieser den Ausreisser fortbringen wollte, stürzte sich ein gewisser Rzepczyk von der Urbanowicza 5 auf ihn und warf ihn zu Boden. Diesen Augenblick nutzte Cichy aus. Nachdem er vergeblich versucht hatte, den Beamten zu entwaffnen, versetzte er ihm einige Schläge und flüchtete wieder. Mit letzter Kraft raffte sich der Polizeibeamte auf und veranlasste, dass sofort eine Razzia in der Stadt und den umliegenden Ortschaften durchgeführt wurde. Es gelang zwar, Rzepczyk und einige andere Personen, die den Polizeibeamten tätlich angegriffen hatten, festzunehmen, doch konnte Cichys Schlupfwinkel bisher nicht ausfindig gemacht werden. Rzepczyk und seine Komplizen wurden ins Königshütter Gerichtsgefängnis eingeliefert.

Schwientochlowitz

Liebestragödie

In Schwientochlowitz spielte sich eine Liebestragödie ab, die tiefstes Mitgefühlt erregt hat. In der Nähe des Oskar-Schachtes wurde die Leiche des 24jährigen Georg K. gefunden. Die Untersuchung hat ergeben, dass es sich um einen Selbstmord handle. K. hat sich mit Lysol vergiftet, nachdem sich seine Verlobte, Hedwig N., auf dieselbe Weise das Leben genommen hatte. Der junge Mann konnte diesen Verlust nicht überleben.

Morgenroth

Ein Aufsehen erregender Selbstmord

Sonnabend mittag, kurz vor 1 Uhr, erschoss sich in der Schichtmeisterei der Paulusgrube in Morgenroth der 28jährige Schichtmeisterassistent Georg Strahl. Vor den Augen seiner Mitbeamten setzte er plötzlich einen Revolver an die rechte Schläfe und drückte ab. Er war sofort tot. In Ruda hat der Selbstmord des geachteten jungen Mannes, der aus einer angesehenen Familie stammt, grosses Aufsehen hervorgerufen. Ueber den Beweggrund der Tat konnte noch nichts ermittelt werden, doch ist bekannt, dass Strahl vor ungefähr Jahresfrist von einer Bande überfallen worden war und dabei erhebliche Verletzungen am Kopfe davongetragen hatte. Seit dieser Zeit trug sich Strahl wiederholt mit Selbstmordgedanken und verübte auch bereits einen Selbstmordversuch, doch konnte er damals gerettet werden. Der Tote wurde in die Leichenhalle in Morgenroth gebracht.

Eintrachthütte

Lebend im Notschacht begraben

In einem Notschacht auf dem sogenannten Hugoberg bei Eintrachthütte wurden zwei Arbeitslose, der 35jährige Fritz Wawrzynietz, Falvakolonie 7, und der Wilhelm Kolodziej aus Schwientochlowitz, Gornicza 2, von Erdmassen verschüttet. Die Kollegen der Verunglückten nahmen sofort die Rettungsarbeiten auf und meldeten den Vorfall der Polizei, worauf sich diese an der Bergung der Verunglückten beteiligte. Es gelang mit vereinten Kräften, die beiden Verschütteten lebend zu bergen. Beide sind unverletzt und befinden sich wohlauf. Ihre wunderbare Rettung haben sie dem tapferen Bemühen der Bergungsmannschaften zu verdanken und dem Umstand, dass sie im Schacht Luftzufuhr hatten.

Rybnik

Durch Arbeitslosigkeit in den Tod getrieben

Bei der stillgelegten Ziegelei Kopiec in Rybnik wurde die Leiche des 23jährigen erwerbslosen Ofensetzers Anton Fojcik gefunden. F. hatte sich am 27. Februar aus der Wohnung entfernt und war seitdem nicht gesehen worden. Arbeitslosigkeit und Hunger haben ihn zur Verzweiflung gebracht, so dass er sich das Leben nahm. Die Leiche wurde in die Totenhalle des Rybniker Knappschaftslazaretts gebracht.

Czuchow

Stellungsloses Mädchen um 200 Złoty geprellt

Einem gerissenen Betrüger zum Opfer gefallen ist in Rybnik ein aus Czuchow stammendes Mädchen. Es wandte sich am vergangenen Dienstag wegen einer Stellung an ein Vermittlungsbüro in Rybnik. Kurz darauf betrat ein besser gekleideter Mann das Büro und bat, ihm ein Büfettfräulein zuzuweisen. Das betreffende Mädchen zeigte sich erbötig, die Stellung anzunehmen und war auch bereit, die geforderte Kaution von 200 Złoty aufzubringen. Da es lediglich über 100 Złoty eigene Ersparnisse verfügte, begab es sich zusammen mit dem „Arbeitgeber" zu Verwandten, die mit dem fehlenden Betrag von 100 Złoty aushalfen. Das Mädchen fuhr mit dem Manne nach Petrowitz, woselbst sich das in Frage kommende Lokal angeblich befand. In Nikolai erklärte der Mann plötzlich, aussteigen zu müssen, und das Mädchen händigte ihm auch die 200 Złoty aus, die angeblich in Nikolai hinterlegt werden sollten. Der Mann wollte mit dem nächsten Zuge nach Petrowitz nachkommen. Erst an Ort und Stelle angelangt, merkte das Mädchen, als es vergeblich nach dem bezeichneten Lokal suchte, dass es einem Gauner ins Garn gegangen war.

Sohrau

Von einem Bullen aufgespießt

Auf dem Dominium Neu-Borin bei Sohrau ist die 34jährige Dienstmagd Marta Orschulik, als sie wie gewöhnlich im Stall einen Bullen säubern wollte, von diesem plötzlich überfallen und mit den Hörnern aufgespiesst worden, wobei ihr der Unterleib aufgeschlitzt wurde. In bedenklichem Zustande wurde die Verletzte in das städtische Krankenhaus in Sohrau eingeliefert; an ihrem Aufkommen wird gezweifelt.

Zwakow

In der Scheune tot aufgefunden

Bei dem Landwirt Johann Stanieschki in Zwakow bei Tichau erschien abends der 65jährige Johann Golyga, der um ein Nachtquartier bat, das ihm auch im Stalle gewährt wurde. Ehe sich der Greis zur Ruhe legte, erzählte er, dass er schon seit Jahren von seiner Familie getrennt lebe und als Malermeister von Ort zu Ort ziehe, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Golyga, der kränklich aussah, klagte ferner über Schwächeanfälle infolge Unterernährung.

Als dann morgens der Sohn des Landwirts den Stall betrat, fand er den Greis leblos auf. Bei dem Toten wurde ein Rezept von Dr. Busse aus Pless gefunden, aus dem hervorgeht, dass der Greis tatsächlich krank gewesen ist und sich in ärztlicher Behandlung befunden habe. Der Tote stammt aus Lendzin und hinterlässt eine Frau und mehrere erwachsene Kinder.

Czernitz

Fliehender Schmuggler erschossen

Die Grenzbeamten Podkowski und Olejniczek aus Summin bemerkten in der Nähe der Grenze, nahe der Gemeinde Czernitz, zwei Männer, die nach der Gemeinde Rydultau zu liefen. Auf den Anruf der Beamten blieb einer der Schmuggler, ein gewisser Gardawski aus Rydultau, stehen, während der zweite die Flucht ergriff. Der Grenzbeamte Podkowski feuerte darauf aus seiner Pistole mehrere Schüsse ab, von denen einer den Fliehenden, es handelt sich um den 26jährigen Edmund Walendowski aus Rydultau, in den Unterleib traf. Walendowski starb noch auf dem Transport nach dem Rydultauer Knappschaftslazarett. Bei dem getöteten Schmuggler wurden verschiedene geschmuggelte Waren gefunden. Von dem Vorfall ist die Staatsanwaltschaft verständigt worden.

Radzionkau

Schüsse am Eisenbahndamm

Auf dem Eisenbahndamm zwischen Radzionkau und Rojca bemerkte der Eisenbahnwächter Lischka mehrere Kohlendiebe. Um diese zu verscheuchen, wollte er einen Schreckschuss abgeben, feuerte jedoch in einen der eisernen Waggons. Die Kugel zersplitterte und verletzte den Schützen an der linken Hand und am Gesicht. Die Kohlendiebe ergriffen, als sie den Schuss hörten, die Flucht. — Zwischen Tarnowitz und Naklo schickten sich Kohlendiebe ebenfalls an, einen Kohlenzug zu überfallen. Ein Eisenbahnwächter gab einen Schuss ab, der die Kohlendiebe zur Flucht veranlasste. Der Schuss ging fehl. Trotzdem sich schon mehrere Unfälle ereignet haben, nimmt der Kohlendiebstahl immer mehr zu.

Mikoleska

Schmuggler von seinen Kollegen überfallen

Ein polnischer Grenzbeamter hielt in der Nähe von Mikoleska einen Schmuggler an, der schwer verletzt war. Der Betreffende stammte aus dem Kreise Zawiercie. Wie die Ermittlungen ergaben, hatte der Schmuggler auf deutschem Gebiet Waren aufgekauft, die er dann nach Polen hinüberbringen wollte. Unterwegs war er jedoch von einer Schmugglerbande überfallen worden, wobei ihm ein gewisser Ociepka einen Messerstich in den Rücken versetzte. Dem Verletzten wurde zunächst ein Notverband angelegt, darauf wurde er nach dem Kreisspital in Tarnowitz überführt. Man nimmt an, dass dieser Ueberfall aus Rache verübt wurde.

Was in der Welt geschah

Ein Beamter der Rigaer Sowjethandelsvertretung verschwunden

Wie die Rigaer Blätter übereinstimmend melden, ist ein Beamter der sowjetrussischen Handelsvertretung in Riga, Tinikin, verschwunden. Er soll bereits vor einigen Wochen aus Moskau die Aufforderung erhalten haben, unverzüglich zum Bericht nach Sowjetrußland zurückzukehren. Als Tinikin dem Befehl nicht Folge leistete, erhielt er eine zweite, noch strengere Anweisung, nach Moskau zu kommen, anderenfalls gegen ihn ein Disziplinarverfahren eingeleitet werden würde. Darauf ist Tinikin aus Riga spurlos verschwunden. Wohl aus Furcht vor einer Verhaftung in Moskau dürfte Tinikin nach Westeuropa gefahren sein. Er wird von den Russen beschuldigt, Unterschlagungen begangen zu haben.

*

Großfeuer in einer Erfurter Etikettenfabrik

In einer der größten Erfurter Fabrikanlagen, der Etikettenfabrik Zander & Co., brach Feuer aus. Der Dachstuhl des Fabrikgebäudes wurde bald von den Flammen erfaßt und bildete ein riesiges Flammenmeer. Das Dachgeschoß von etwa 500 Quadratmeter Ausdehnung gilt als verloren. Drei Feuerwehrleute zogen sich bei den Löscharbeiten, die sich außerordentlich schwierig gestalteten, erhebliche Rauchvergiftungen zu, so daß zwei von ihnen sofort in ein Krankenhaus gebracht werden mußten. Die Erfurter Etikettenfabrik ist das größte Unternehmen seiner Art in Deutschland. Der Brand konnte gelöscht werden.

*

Hersteller falscher Fünfzigmarkscheine

Von der Berliner Zentralstelle zur Bekämpfung von Geldfälschungen konnte nach wochenlangen Ermittlungen eine sechsköpfige Falschmünzerbande bei der Herstellung von falschen Fünfzigmarkscheinen abgefaßt und festgenommen werden. Zwei Personen waren der Polizei als Münzverbrecher bekannt und sind als solche bereits wiederholt vorbestraft. Für die Polizei bestand kein Zweifel, daß diese beiden nach Verbüßung ihrer Zuchthausstrafen die wiedererlangte Freiheit dazu benutzen würden, ihrem alten Gewerbe der Banknotenfälschung nachzugehen. Daher wurden sie ständig beobachtet. Eines Tages verschwanden sie von der Bildfläche. Jedoch gelang es schließlich, die Unterschlupfe der beiden zu ermitteln. Daraus, daß sie sich in letzter Zeit häufig auf den Straßen zeigten, mußte geschlossen werden, daß sie mit ihrer Arbeit bereits fertig waren. Jetzt war der Zeitpunkt zum Zugriff gekommen. In einer Pension in der Potsdamer Straße traf die Kriminalpolizei das ganze Falschmünzerkonsortium an und nahm es fest. Es wurde nunmehr bei sämtlichen Personen eine Durchsuchung vorgenommen und in der Kurfürstenstraße die Herstellungswerkstatt gefunden. Die Durchsuchung führte zur Beschlagnahme großer Pakete falscher Fünfzigmarkscheine. Die festgenommenen Personen hatten die Noten gebündelt und mit der Reichsbank ähnlich sehenden Banderolen versehen. Sie wollten dadurch den Anschein erwecken, daß die Noten frisch von der Reichsbank kämen.

*

Die gefährliche Feuerwehr

Die tschechische Polizeidirektion in Troppau hat der deutschen Freiwilligen Feuerwehr in Katharein, einer Vorstadt von Troppau, die weitere Tätigkeit verboten und ihr Vermögen beschlagnahmt. Das Gebäude und die Geräte der Feuerwehr wurden unter Aufsicht der Gemeinde gestellt. Das Betätigungsverbot erfolgte auf Grund des Parteiengesetzes, weil leitende Mitglieder der Feuerwehr der Nationalsozialistischen Partei angehört haben. Im Zusammenhang mit dieser Angelegenheit fanden bei einigen Personen Haussuchungen statt.

*

Pressung zur Fremdenlegion

Der Budapester Polizei war aufgefallen, daß seit etwa einem halben Jahr täglich acht bis zehn junge Männer zwischen dem 20. und 35. Lebensjahr als vermißt gemeldet wurden, während bis dahin die Durchschnittszahl der Vermißten lediglich drei betrug. Früher konnten die Vermißten zumeist spätestens innerhalb einer Woche ermittelt werden. Hingegen fehlt von den in den letzten Monaten verschwundenen jungen Leuten fast jede Spur. Sorgfältige Nachforschungen haben nun ergeben, daß Agenten der französischen Fremdenlegion in der Hauptstadt und in der Provinz mit großem Erfolg tätig sind. Den größtenteils arbeitslosen jungen Leuten werden Anstellungen in französischen Fabriken in Aussicht gestellt; sie werden so nach Frankreich gelockt und dann in die Fremdenlegion eingereiht. Polizei und Gendarmerie des ganzen Landes haben Maßnahmen getroffen, um den Agenten das Handwerk zu legen.

*

Neues Land entdeckt

Der soeben von seiner Antarktik-Expedition zurückgekehrte norwegische Forscher Lars Christensen teilte bei seiner Ankunft mit, daß er in der Position 72 Grad Süd neues Land mit einer Küstenlinie von 240 Kilometern Länge entdeckt habe. Er habe das neue Gebiet „Prinzeß-Astrid-Land" benannt. Die Expedition habe fernerhin an Stellen, die auf den Karten als Land markiert waren, Wassertiefen bis zu 3000 Meter festgestellt.

*

Riesiger Finanzskandal in Nordamerika

Ungeheures Aufsehen erregt in Washington die amtliche Mitteilung, daß die Regierung eine Reihe der wohlhabendsten und bekanntesten Finanzmänner wegen Steuerhinterziehung verklagen wird. Es handelt sich um keinen Geringeren als den früher allgewaltigen Schatzsekretär der Hoover-Regierung, Andrew Mellon, einen der reichsten Amerikaner und Be-

Die Mokkatassen

Eine heitere Geschichte von Hans Här

Dies hat sich wahrlich so begeben, nichts ist davongenommen, nichts dazugetragen. In Potsdam geschah es vor fast drei Jahrzehnten, als die Spitzen des Hofes und des Heeres dem gesellschaftlichen Leben der Stadt noch das Gepräge gaben. Damals verging in kaum einem der herrschaftlichen Häuser der Stadt ein Wintertag ohne eine Abendgesellschaft, die durch die Teilnahme zahlreicher Offiziere zu einem farbenvollen Erlebnis wurde.

Am Morgen nach einer solchen Abendgesellschaft stieß die Dame eines adligen Hauses auf die kleine, aber immerhin betrübliche Entdeckung, daß aus ihrem kostbaren Mokkaservice zwei Täßchen verschwunden waren. Zwei zarte Tassen, edelstes Meißener Porzellan, das in ganz seltener Weise gemustert und darum unersetzlich war. So unersetzlich, wie die Dame des Hauses schier untröstlich schien.

Lähmender Verdacht fiel natürlich auf die Anna, auf die Minna, auf die Grete, die dienenden Geister des Hauses. Sie hatten die Tassen sicher beim Abwaschen fallen gelassen oder im Spülstein zerschlagen. Oder sie hatten gar — schrecklich auszudenken — an dem reinen, anmutigen Porzellan ein schändliches Eigentumsvergehen verübt.

Die Mädchen setzten sich aber kräftig zur Wehr, bestritten jede Schuld und behaupteten sogar, sie könnten beinahe mit Gewißheit sagen, daß die Tassen schon beim Abräumen des Geschirrs gefehlt hätten.

Unglaublich, unerhört! Eine andere Erklärung für das Verschwinden des köstlichen Porzellans zu suchen, verbot schon der gesellschaftliche Rang der Gäste. So blieb der Fall dunkel, so hätte die Dame des Hauses insgeheim einen leisen Verdacht gegen Anna, Minna und Grete weitergenährt, bis der Schmerz allmählich verwunden war . . .

Wenn nicht an einem der nächsten Abende auch in einem anderen angesehenen Hause zwei Mokkatäßchen auf unerklärliche Weise verschwunden wären, zwei Täßchen aus einem feinen japanischen Service. Schwarzer Verdacht fiel natürlich auf Käthe, Lina und Adele. Aber auch hier erhoben die Mädchen sehr nachhaltig Einspruch, bestritten jede Schuld und behaupteten sogar, sie könnten beinahe mit Gewißheit sagen, daß die Tassen . . . und so weiter.

Und so blieb auch dieser Fall rätselhaft, so hätte auch die Dame dieses Hauses ihren Groll und ihren Schmerz über den Verlust des edlen schneeigten Porzellans allmählich verwunden . . .

Wenn nicht zu jener Zeit die Damen noch mehrerer Häuser durch die kleine, aber immerhin betrübliche Wahrnehmung überrascht worden wären, daß ihnen je zwei kostbare Mokkatassen fehlten. Wenn nicht auch hier die Dienstboten jede Schuld bestritten und behauptet hätten, sie könnten beinahe mit Gewißheit sagen, daß . . . Es war wieder die alte Geschichte, genau die alte Geschichte.

Das überstieg nun doch das Maß des Erträglichen, das war doch eine wunderliche Neuigkeit im Diebesunwesen, daß in so vielen angesehenen Häusern hochgeschätztes Porzellan verschwand. Und immer zwei Täßchen. Nicht eine Tasse, nicht drei oder fünf Tassen, nicht ein ganzes Service — nein, immer zwei Täßchen.

Wer war der Dieb? Wo blieb die kostbare Ware? Man fragte und forschte lange, aber alles war vergebens, obwohl sich der Uebeltäter nicht verbarg, sondern seinen Mitmenschen alltäglich in seiner ganzen stattlichen Leibeslänge entgegentrat.

Erst das Frühjahr brachte es an den Tag. Genau gesagt: das große Reinemachen, das nach beendeter Winterzeit durch alle Zimmer und Salons, über alle Decken und in alle Ecken fährt. Da stießen die Frauen mit ihrem Stäuber hoch oben auf klirrende Tassen. Hoch oben auf dem Kachelofen des Salons eines jener adligen Häuser. Und bald ergab sich auch in den anderen Häusern, die den Täßchen nachgetrauert hatten, daß sich das vermißte Gut auf den Kachelöfen der Salons verborgen hatte. Ja, auf den gewichtigen, ausladenden Kachelöfen, deren sich Potsdam mit Behagen erfreut. Diese hohen, prächtigen Heizkörper sind mit einem zierenden Gesimse gekrönt, und dieses Gesimse hatte die Vermißten allen forschenden Blicken entzogen.

Wie die Tassen in die hohe Behausung kamen? Sehr einfach. Stellen Sie sich, bitte, einen Hauptmann der Garde vor, den wir Herrn von Plüschow nennen wollen! Einen Offizier, der das Maß der Großen, das Gardemaß noch um ein erkleckliches Stück überragte und in der stattlichen Länge von zwei Metern und fünfzehn Zentimetern zum Himmel emporwuchs.

Herr von Plüschow war ein gern gesehener Gast in den Salons der Stadt, ein angenehmer, vielseitig gebildeter Plauderer. Herr von Plüschow hatte aber auch eine kleine Schwäche: er schwärmte für guten Kaffee und freute sich bei den abendlichen Gesellschaften während der Mahlzeit und beim Wein immer schon auf den Mokka, der später im Salon herumgereicht wurde. Stehend ließ er sich dann sein gewohntes Maß reichen, zwei Täßchen des tropischen Getränks, und hielt sich dabei mit Vorliebe in der wohligen Nähe des Kachelofens auf, dessen Kante an seine Schulter rührte.

Stellen Sie sich ihn, bitte, noch einmal vor, den Herrn Hauptmann von Plüschow! Wenn er hochragend im festlich erleuchteten Raume stand und die geliebte Mokkaschale geleert hatte, sollte er sich dann beugen und bücken, um das Täßchen auf einen der Tische unserer Zwergenwelt zu setzen? Nein, er hätte einen weiten Weg zurücklegen müssen, er konnte es bequemer haben. Darum schob er die Täßchen hinter das naheliegende Gesims des Kachelofens.

Und dies tat er ohne langes Bedenken, aber dafür oft. Woraus so viel Verwirrung und diese Geschichte entstanden ist.

sitzer des millionenschweren Aluminiumtrusts, Thomas Lamont, den Partner des Wallstreetkönigs J. P. Morgan, T. L. Sidlo, den Partner des ebenfalls schwerreichen früheren demokratischen Kriegsministers Newton, D. Baker, und den allbekannten früheren Bürgermeister von New York, Jimmy Walker.

*

Lehrling in einer Felsenhöhle umgekommen

Wie aus Scheßlitz (Oberfranken) gemeldet wird, wurde in einer Felsenhöhle an der Edelweißwand bei Würgau die Leiche des etwa 16jährigen Lehrlings Georg Eichner aus Hallstadt gefunden. Eichner war vor einiger Zeit seinen Verwandten und seinem Lehrmeister davongelaufen. Er hat seit seinem Verschwinden in den Bergen ein Abenteurerleben geführt. Die Höhle diente ihm als Schlafraum. Bei der Auffindung der Leiche stellte man fest, daß Eichner ein Bein gebrochen hatte. Unter diesen Umständen war ihm das Aufsuchen bewohnter Gegenden unmöglich geworden, so daß er in der einsamen Felsenhöhle hilflos umkam.

*

Explosion auf einem amerikanischen Unterseeboot

Wie aus San Diego (Kalifornien) gemeldet wird, ereignete sich an Bord des amerikanischen Unterseebootes „Nautilus" eine Explosion, durch die vier Mitglieder der Besatzung verletzt wurden. Die Explosion erfolgte im Kurbelwellengehäuse, als sich das Unterseeboot auf hoher See 100 Meilen von der Küste entfernt befand und eine Fahrt mit voller Kraft unternahm. Die Verletzten wurden von dem zu Hilfe eilenden Zerstörer „Barry" aufgenommen und eiligst nach San Diego geschafft. Man erwartet, daß das Unterseeboot in der Lage sein wird, mit eigener Kraft den Hafen von San Diego zu erreichen.

*

„Merowinger" meldet sich

Frankreich hat einen neuen Thronprätendenten, von dessen Existenz es bisher allerdings nicht gut eine Ahnung haben konnte. Der neue Prätendent behauptet nämlich, von den Merowingern abzustammen, deren Familie bis ins fünfte Jahrhundert zurückgeht und die die ersten Könige Frankreichs stellte. Er nennt sich Theodebold Ascaris Merovee und will ein direkter Abkömmling des „guten Königs" Dagobert sein. Um Herrn Theodebold hat sich eine Partei gebildet, „die Partei der Merowinger", deren Programm, wie wir den französischen Tageszeitungen entnehmen, lautet: „Was Frankreich not tut, ist ein König, nicht ein Bourbone oder ein Bonaparte oder irgendein anderer Usurpator, sondern einer, der sein Königtum bis ins fünfte Jahrhundert zurückdatieren kann, bis in eine Zeit also, in der Könige wirklich Könige waren!" Paris wurde von der freudigen Botschaft der Merowingerrückkehr durch ein Plakat überrascht. Statt zu jubeln, lachte jedoch das undankbare Volk. Wann Herr Theodebold seinen Einzug in seine Hauptstadt halten wird, ist vorläufig noch unbekannt. Der Herzog von Guise, der allgemein in Frankreich als Prätendent betrachtet wird, wird sich wegen seines merowingischen Konkurrenten vermutlich keine grauen Haare wachsen lassen.

*

180 Häuser eingeäschert

Wie aus Moskau gemeldet wird, ist in einem Dorfe bei Kutais (Kaukasus) ein Brand entstanden, der 180 Häuser einäscherte. Ob Menschenleben zu beklagen sind, ist zur Zeit noch nicht bekannt.

*

Hökerin gewinnt 5 Millionen

Die 7. Ziehung der französischen Nationallotterie fand am Dienstagabend statt. Das große Los von fünf Millionen Franken fiel auf eine Hökerin in Quissac (Departement Gard), Mutter von drei Kindern.

*

Erdbeben auf dem Pazifikgrund

Einer Meldung aus Christchurch auf Neu-Seeland zufolge, ist es dort in der Nacht zu einem heftigen Erdbeben gekommen, durch das vor allem auf dem nördlichen Teil der Insel schwere Verwüstungen angerichtet wurden. In Napier und Hastings, den Städten, die während des großen Erdbebens im Jahre 1931 besonders litten, blieben die Erdstöße noch verhältnismäßig harmlos. Trotzdem stürzte eine ganze Anzahl Häuser ein, Kamine fielen auf die Straßen und fast alle Fensterscheiben gingen in Trümmer.

Weitaus verheerender wirkte sich jedoch die Katastrophe in Palmerston North und Wanganui aus. Dort befand sich die Bevölkerung viele Stunden lang in Panik. Ganze Häuserreihen wurden durch das Beben dem Erdboden gleichgemacht. Die Zahl der Toten konnte bisher noch nicht ermittelt werden, da die Rettungs- und Bergungsarbeiten erst begonnen haben.

Aus Australien wird gemeldet, daß das Erdbebenobservatorium in Sidney durch die heftige Erschütterung vollkommen außer Tätigkeit gesetzt wurde. Das Beben, das heftigste, das jemals in Australien gemessen wurde, müsse sich in einer Entfernung von über zweitausend Kilometern auf dem Grunde des Pazifik zugetragen haben.

*

Viertausend Menschen eingeschneit

Eine schreckliche Katastrophe hat sich auf der Insel Utsuryo im Japanischen Meer abgespielt, der, wie man befürchtet, 4000 Menschen zum Opfer gefallen sind. Wochenlang war die Insel von den schwersten Schneestürmen heimgesucht und völlig von der Außenwelt abgeschlossen. Eine Rettungsexpedition hat bis jetzt vergebliche Versuche gemacht, in das völlig verschneite Innere der Insel vorzudringen. In einer Siedlung an der Küste sind 45 Tote gefunden worden.

*

Selbstmord eines Spions

Im Gebäude der Prager Polizeidirektion unternahm der zum Verhör vorgeführte Franz Kadler, gegen den eine Untersuchung wegen Verbrechens gegen das Republikschutzgesetz schwebt, einen Selbstmordversuch, indem er vom Gange des 2. Stockwerkes über das niedrige Geländer des Treppenhauses in die Tiefe sprang. Er erlitt so schwere Kopfverletzungen, daß er kurze Zeit darauf starb.

Wie die Blätter melden, handelt es sich um einen Kommunisten, der mit zahlreichen Genossen Militärspionage zugunsten eines fremden Staates getrieben haben soll. Im Zusammenhang mit dieser Spionageangelegenheit wurden in Prag Haussuchungen und Verhaftungen vorgenommen.

*

Kesselexplosion auf einem Schleppdampfer

Freitag vormittag kurz vor 7 Uhr ereignete sich auf dem an der Handelswerft liegenden Schleppdampfer „Rhenania 11" eine folgenschwere Kesselexplosion. Dabei wurden der Maschinist Schmitz und der Heizer Heinrich Holthei schwer verbrüht. Beide Verunglückte wurden sofort durch die Feuerwehr dem Krankenhaus überführt, wo der Heizer inzwischen seinen Verletzungen erlegen ist.

*

70 Schulkinder an Masern erkrankt

In Ottendorf bei Sprottau (Niederschles.) sind in letzter Zeit die Masern sehr stark aufgetreten. Insgesamt liegen 70 Schulkinder darnieder. In den meisten Fällen laufen die Erkrankungen sehr schwierig aus, weil zu den Masern noch Lungenentzündung hinzutritt. In zwei Tagen sind bereits zwei Todesopfer zu verzeichnen. Auf Anordnung des Kreisarztes ist die Schule in Ottendorf vorläufig auf 14 Tage geschlossen worden.

*

Revolte in einer Besserungsanstalt

In der Besserungsanstalt für minderjährige Verbrecher in Glaza brach, wie aus Lodz gemeldet wird, eine Revolte aus. Als die Zöglinge der Anstalt im Speisesaal gerade beim Abendbrot saßen, ging es auf ein Zeichen des Anführers Mieczyslaw Kosecki los. Zunächst zerschlug man die Petroleumlampen, um in der Dunkelheit leichter operieren zu können. Dann wurde die Einrichtung der Küche und der Bibliothek demoliert. Darauf versuchten einige Rebellen in der Wachtstube sich Waffen zu verschaffen und in Freiheit zu kommen. Ein starkes Polizeiaufgebot machte der Revolte ein Ende. Die Zöglinge über 17 Jahre wurden ins Gefängnis gebracht, auf die übrigen kommen strenge Vorsichtsmaßregeln in Anwendung. Der von den Rebellen angerichtete Schaden wird auf 10 000 Zloty geschätzt.

*

Englischer 7000-Tonner treibt ohne Schraube

Der englische 7000-Tonnen-Dampfer „Empire Star" hat einem in London eingegangenen Funkspruch von Bord zufolge im Nordatlantik mehrere hundert Seemeilen von der irischen Küste entfernt, seine Schiffsschraube verloren. Weitere Meldungen über den Verbleib des Dampfers, der auf Hilfe wartet, liegen seitdem nicht vor.

Die Stare sind da!

Von Siegfried von Vegesack.

Noch bläst der Wind von Böhmen her,
von Grönland und vom Weißen Meer,
die Wolken gehen tief und schwer
voll Schnee, —
so — so!

Doch plötzlich sind die Stare da,
sie schwatzen, lachen laut: Ha-ha,
der Frühling kommt! Er ist ganz nah!
He-he! Hurra!
Ho-ho!

Die Stare sind bestimmt nicht dumm,
sie sind vergnügt und voll Gesumm,
sie wissen ganz genau, warum:
der Wind dreht um!
Sei froh!

Und kommt der Wind von Süden her,
von Afrika, vom Blauen Meer,
dann ist das Leben nicht mehr schwer, —
es sei denn für den weißen Bär
im Zoo!



Von der Hochzeit des Schweden-Prinzen

Die zivilamtliche Trauung des Prinzen Sigvard von Schweden mit Fräulein Patzeck fand in London statt. Unser Bild zeigt den Prinzen auf dem Wege in die Caxton Hall, ein Standesamt in London, um die letzten Formalitäten für seine Trauung mit der Berliner Kaufmannstochter zu erledigen